64. Jahrgang Nr. 33 Leipzig, 12. Mai 1928

Daheim

Am Haff ❖ Gemälde von Margarete von Zawadzky

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ❖ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

Lux Seifenflocken für feine Decken und alles empfindliche.

Kaufen Sie die vorteilhafte doppelgrosse Packung!

Feine Wäſche und Lux Seifenflocken ſind zwei unzertrennliche Begriffe geworden. Auch im einfachen Haushalt gibt es heute viel empfindliche Sachen zu reinigen und ſie alle — Strümpfe und Kleider aus Kunſtſeide, feine wollene Jacken, zartgetönte Leibwäſche, — können nur mit Lux Seifenflocken ſchonend gereinigt werden.

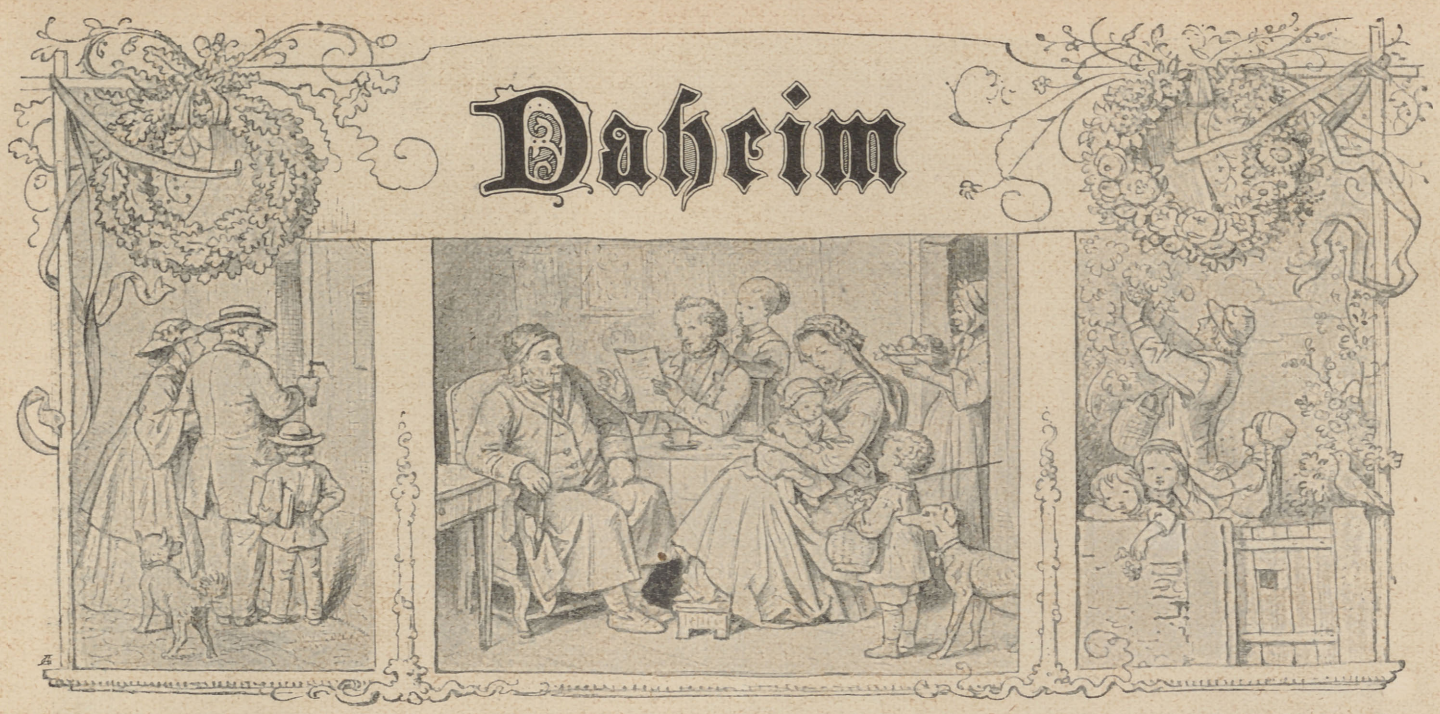
Mit Lux Seifenflocken bleibt Wolle weich u. zart

Kunſtſeide behält ihren Glanz und Seidengriff.

Um den wachſenden Feinwaſch-Bedürfniſſen zu genügen, haben wir die doppelgroße Packung geſchaffen, die auch im Preis Vorteile bietet, — ſie koſtet nur 90 Pfg. Lux Seifenflocken ſind kein Luxus; ſie ſind das denkbar ſparſamſte Waſchmittel; ein Eßlöffel voll genügt zur Reinigung von 2 Paar Seidenſtrümpfen und jede doppelgroße Schachtel enthält 40 Eßlöffel voll!

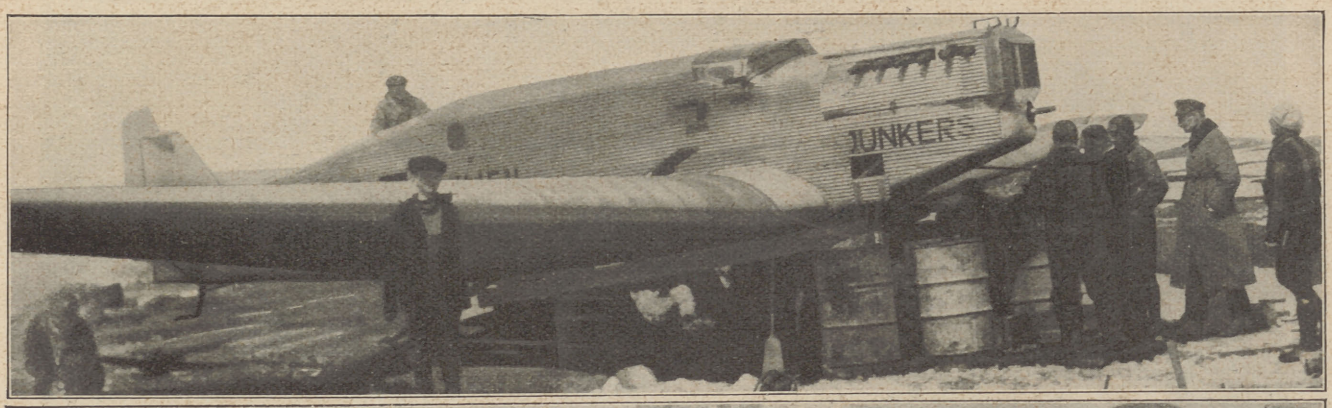
1 Paket Lux Seifenflocken koſtet nur wenige Pfennige und erſpart viele Mark.

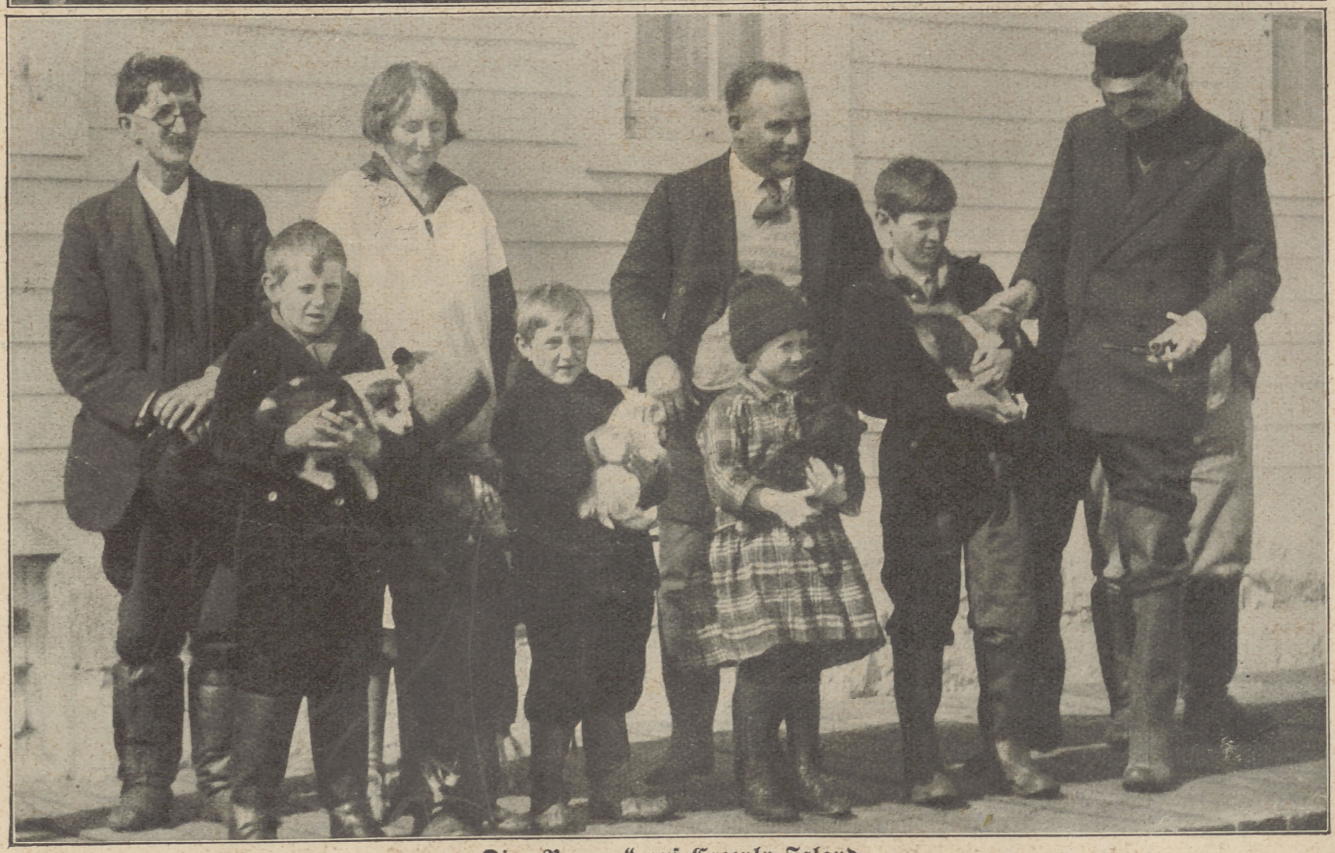
L.212/19 *Für Wolle und Seide alles ſcharfe vermeide.*



64. Jahrgang. Nr. 33 12. Mai 1928

Aus der Zeit für die Zeit

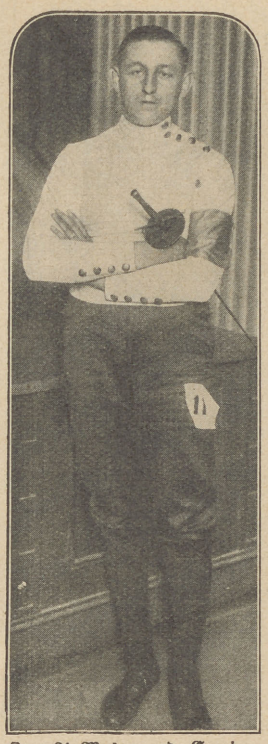




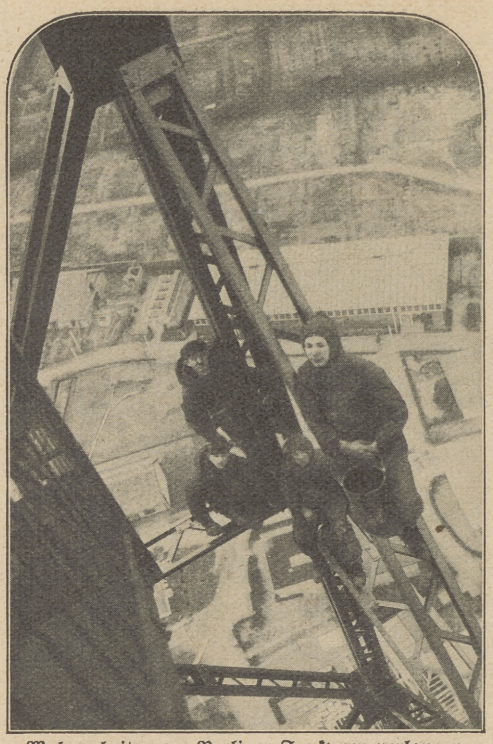
Die „Bremen" auf Greenly Island.

Oben: Die „Bremen" ist auf festes Land geschleppt, der Propeller ist abmontiert, das Fahrgestell ist gestützt, Benzinfässer stehen unter ihrem Kopf; vor dem Flugzeug (ohne Kopfbedeckung) Hauptmann Koehl, im Mantel Freiherr v. Hünefeld. — Unten: Hauptmann Koehl und Freiherr v. Hünefeld im Kreise der Familie des Leuchtturmwärters Letempier. (Copyright by Pacific & Atlantic Photos inc. Neuyork 1928.)

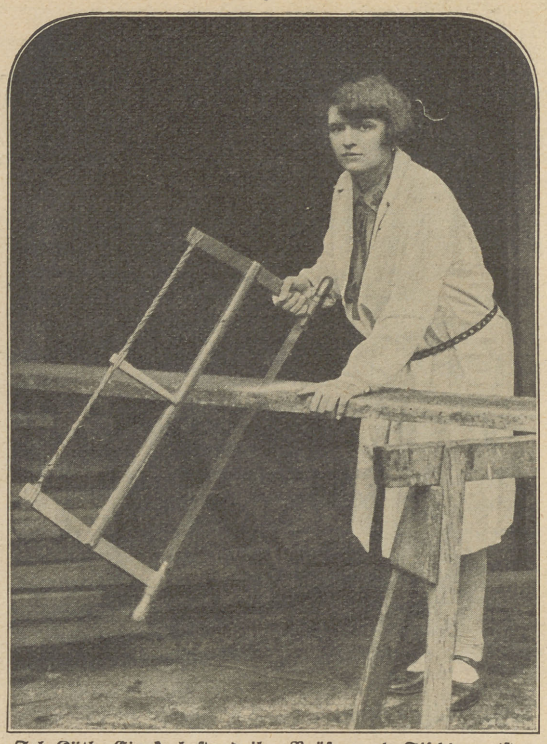
Nachdruck verboten.



Zum 21. Male wurde Erwin Casimir deutscher Fechtmeister. (R. Sennecke.)



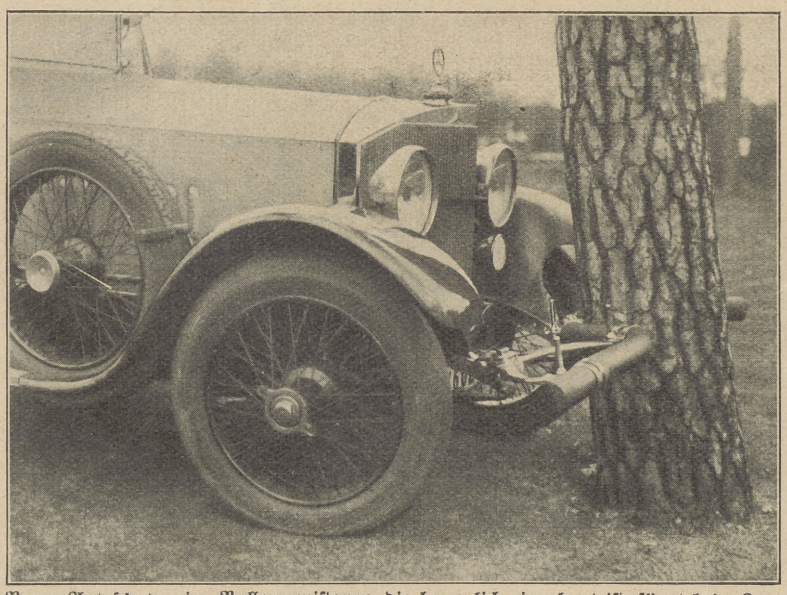
Malerarbeiten am Berliner Funkturm verlangen Schwindelfreiheit. (Scherlphoto.)



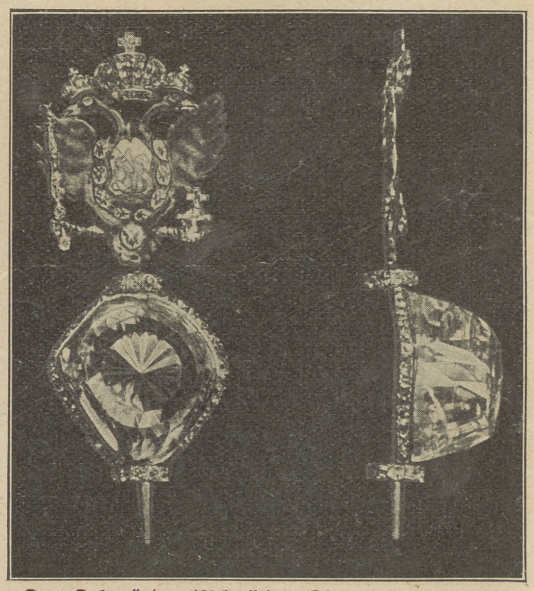
Frl. Käthe Cirpke bestand ihre Prüfung als Tischlermeister. (A. Groß.)

Das beleuchtete Brandenburger Tor.

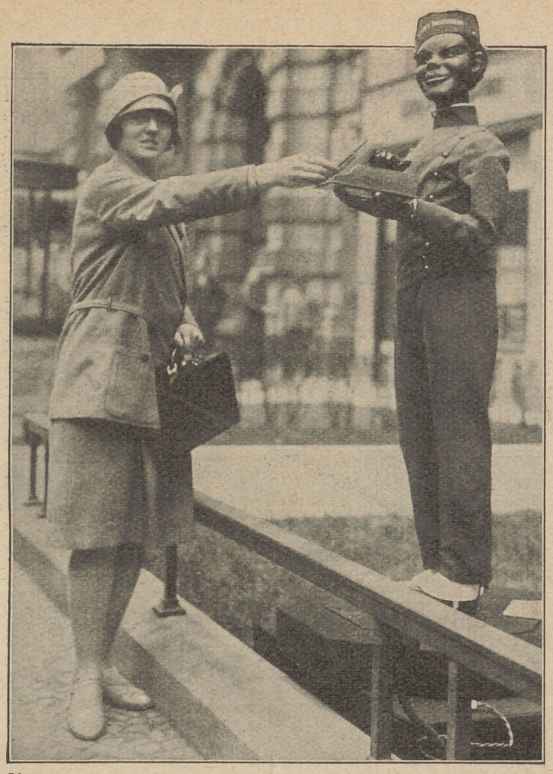
Das Brandenburger Tor, das Wahrzeichen der Reichshauptstadt, wird jetzt nächtlich durch besondere Scheinwerfer beleuchtet. (Photothek.)



Neuer Autoschutz: eine Vollgummistange, die beweglich eingebaut ist, fängt beim Zusammenprall die Härte aller Stöße auf. Unser Bild zeigt einen Wagen, der mit 60 km-Geschwindigkeit gegen einen Baum fuhr. (A. Groß.)

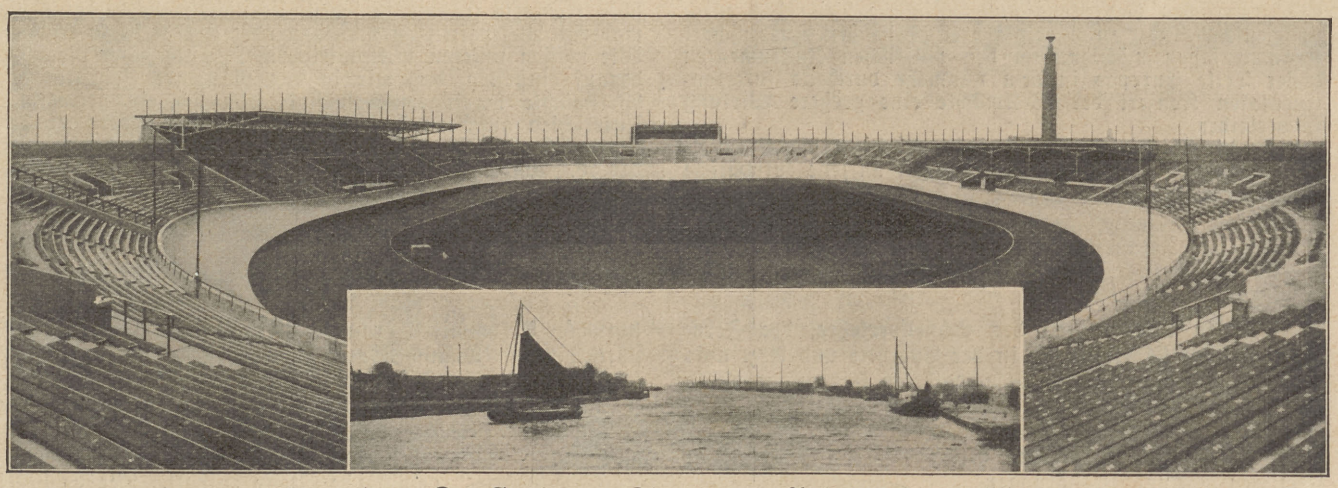


Den „Orlow", den 182 karätigen Diamanten des russischen Kronschatzes, bietet die Sowjetregierung für 8 Millionen Dollar aus. (Presse-Photo.)



Reklame! Der elektrisch bewegte Zettelverteiler am Straßenrande. (Atlantic.)

Die umgebaute Berliner Staatsoper wurde mit der „Zauberflöte" eröffnet. Szenenbild aus dem zweiten Akt. (Atlantic.)



Das Stadion der Olympiade in Amsterdam.

Gesamtansicht des soeben vollendeten Riesenbauwerkes. Im Viereck die olympische Ruderstrecke des Kanals bei Sloten in der Nähe von Amsterdam. (Westphoto Essen)

Großmächte des 19. und Weltmächte des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Arthur Dix.

Das europäische Konzert ist beendet. Es ist beendet. Kein „Paneuropa"-Gedanke kann das Orchester jemals wieder in der alten Weise besetzen helfen und zur Geltung bringen.

Vielleicht ist es gerade für uns Deutsche besonders nötig, volle Klarheit darüber zu gewinnen, eine wie grundlegende Wandlung sich vom 19. zum 20. Jahrhundert vollzogen hat in dem inneren Wesen und der äußeren Auswirkung der Großmächte von ehedem und der Weltmächte von heute.

Wir leben nicht mehr in der Zeit des Wiener Kongresses, auch nicht mehr in der Zeit des Berliner Kongresses, an den wir im Laufe dieses Jahres anläßlich seines fünfzigjährigen Jubiläums werden zurückdenken können. Wir leben vielmehr in der Zeit nach dem Weltkrieg und nach dem Unfrieden von Versailles, in der Zeit des Völkerbundes und der Einflüsse außereuropäischer Weltmächte.

Im 19. Jahrhundert war es verhältnismäßig leicht, die damaligen Großmächte hinsichtlich ihres Wesens und ihrer Lebensbedingungen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Vor allen Dingen waren es Mächte, die ihren Stammsitz in Europa hatten. Europäische Kultur und christliche Grundlage des Staatswesens waren gemeinsame Kennzeichen, auch wenn das Frankreich der großen Revolution sich vom Christentum abzuwenden versucht hatte und im späteren Frankreich ein neuer Trennungsstrich zwischen Staat und Kirche vorgenommen worden war.

Wohl wurde auch die islamitische Türkei mit ihrer weiten Ausbreitung nicht nur auf europäischem, sondern auch auf asiatischem und afrikanischem Boden als Großmacht behandelt, was beispielsweise in der Bestellung von Botschaftern an den Höfen der anderen Großmächte zum Ausdruck kam; aber sie war doch ein Außenseiter und mußte sich mehr und mehr vom europäischen Konzert aufspielen lassen, anstatt selbst in ihm mitzuwirken.

Gemeinschaftliche Züge in der staatlichen Verfassung der europäischen Großmächte gehörten nicht zu den Vorbedingungen ihrer Zugehörigkeit zum europäischen Konzert. Es waren Republiken, konstitutionelle und absolute Monarchien vertreten. Wohl aber bestand eine gewisse Gemeinschaft der Rechtsgrundlage des wirtschaftlichen Lebens insofern, als alle Großmächte auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung standen.

Immer allgemeiner setzte sich auch die Verquickung mit Weltpolitik und Weltwirtschaft durch. Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts führend gewesenen Großmächte England und Rußland, Frankreich und Spanien waren zugleich Herren gewaltiger außereuropäischer Territorien, teils jenseits der Meere, teils auf dem angrenzenden Boden Asiens. Auch das neue Deutsche Reich trat durch seine Kolonialerwerbungen und seine großen weltwirtschaftlichen Beziehungen in die Reihe der Weltmächte, und ebenso verfehlte die jüngste Großmacht Italien nicht, sich kolonialpolitisch zu betätigen. Nur Österreich-Ungarn blieb eine Ausnahmeerscheinung, sozusagen ein Kolonialreich der Habsburger auf gemischt-nationalem Boden ausschließlich in Europa.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts aber machten sich die Kennzeichen einer grundlegenden Wandlung immer deutlicher bemerkbar. Außereuropäische Staatengebilde gewannen zusehends an Einfluß, bis sie es um die Jahrhundertwende sich sogar leisten konnten, mit durchschlagendem Erfolg Kriege gegen alte europäische Großmächte zu führen und sich selbst mit in die Reihe der maßgebenden Weltmächte zu schieben.

Die größte europäische Kolonialmacht früherer Jahrhun-

derte, Spanien, wurde von den Vereinigten Staaten angegriffen und so entscheidend geschlagen, daß bis auf winzige afrikanische Reste die überseeischen Bestandteile der einst so mächtigen Spanier zugunsten der Nordamerikaner von der Landkarte gestrichen wurden. Das kleine ostasiatische Inselreich überwand bald darauf den russischen Riesen, dehnte sich kolonialpolitisch aus und konnte in immer stärkerem Maße seine Ansprüche auf Weltmachtgeltung durchsetzen.

Der Krieg 1914/1918 zertrümmerte die habsburgische Großmacht, brachte Deutschland um seinen Kolonialbesitz und um seine militärisch-maritime Macht. Er befestigte zugleich in außerordentlichem Maße die Weltmachtstellung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die zu einer unmittelbar ausschlaggebenden wurde, und auch die Weltmachtstellung Japans.

Was sind nun heute im 20. Jahrhundert die gemeinsamen Kennzeichen der Großmächte oder jetzt richtiger der Weltmächte? Sie sind in jeder, aber auch in jeder Beziehung hinsichtlich der grundlegenden Lebensbedingungen und Lebensformen abweichend von den Lebensbedingungen der dereinstigen Großmächte. Der europäische Stammsitz hat durchaus aufgehört, unerläßliche Voraussetzung der Groß- oder Weltmachtstellung zu sein. Auch die christliche Grundlage des Staatswesens ist keine gemeinsame Voraussetzung mehr. Äußerer Aufstrich einer Zivilisation nach europäischem Muster ist im allgemeinen noch vorhanden, erscheint aber nicht mehr als unerläßliche Vorbedingung. Auch die kapitalistische Grundlage des wirtschaftlichen Systems hat aufgehört, allgemeingültiges Kennzeichen zu sein. Zwar hat man das antikapitalistische Sowjet-Rußland noch nicht in den Völkerbund eingelassen, aber seine Stellung als Großmacht und als Weltmacht kann man ihr gleichwohl nicht streitig machen.

Besonders zu bemerken ist, daß auch die Vertreter des paneuropäischen Gedankens nur bestimmte Teile des europäischen Festlandes zu einer größeren politischen Gemeinschaft zusammenfassen möchten, um den politischen Instrumenten dieser Teile Europas in dem nunmehr durchaus interkontinentalen Konzert der Weltmächte eine größere Wirkung zu verleihen.

An die Wiederherstellung einer unbedingten weltpolitischen Vormachtstellung Europas oder gar an jene europäische Alleinherrschaft, wie sie sich im kolonialen Zeitalter entwickelt hatte, kann heute niemand mehr denken. Es ist im Gegenteil damit zu rechnen, daß der Prozeß der weltpolitischen Entthronung Europas noch weitere Fortsetzungen findet, daß beispielsweise auch Südafrika, Lateinamerika und schließlich auch Ost- und Südasien immer stärker bestrebt sein werden, weltpolitische Sonderstellungen neben Europa zu festigen.

Wenn die heutigen Weltmächte allenfalls noch den einen gemeinsamen Zug aufweisen, daß ihre Stammsitze in der gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel liegen, so wird sich mit der Zeit wohl auch dieses Bild noch einmal verschieben.

Lassen wir aber alle Zukunftsmusik beiseite und bleiben wir bei den sicheren Tatsachen der Gegenwart, die wir als künftig unabänderlich in Rechnung setzen müssen, so haben wir uns abzufinden mit einer vollständigen Verschiebung des Charakterbildes der heutigen Weltmächte gegenüber den Großmächten des 19. Jahrhunderts.

Was mit der Verselbständigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den ersten Grundlagen angebahnt worden war, hat sich heute so weit entwickelt, daß außereuropäische Staatswesen in voller Gleichberechtigung neben den Weltmächten europäischer Herrschaftsgrundlage stehen. Und wenn wir heute sehen, wie beispielsweise Spanien den ihm verbliebenen Einfluß nicht mehr als kolonialer Gebieter über weite außereuropäische Landflächen besitzt, sondern nur noch als europäischer Freund und Mittler seiner ehemaligen amerikanischen Tochterstaaten (oder wie ich es in meinem Schriftchen „Schluß mit Europa" ausgedrückt habe, „als europäischer Empfangssalon Lateinamerikas"), so mag in einer ferneren Zukunft auch England mit Bezug auf seine heutigen Dominions dieselbe Rolle zufallen.

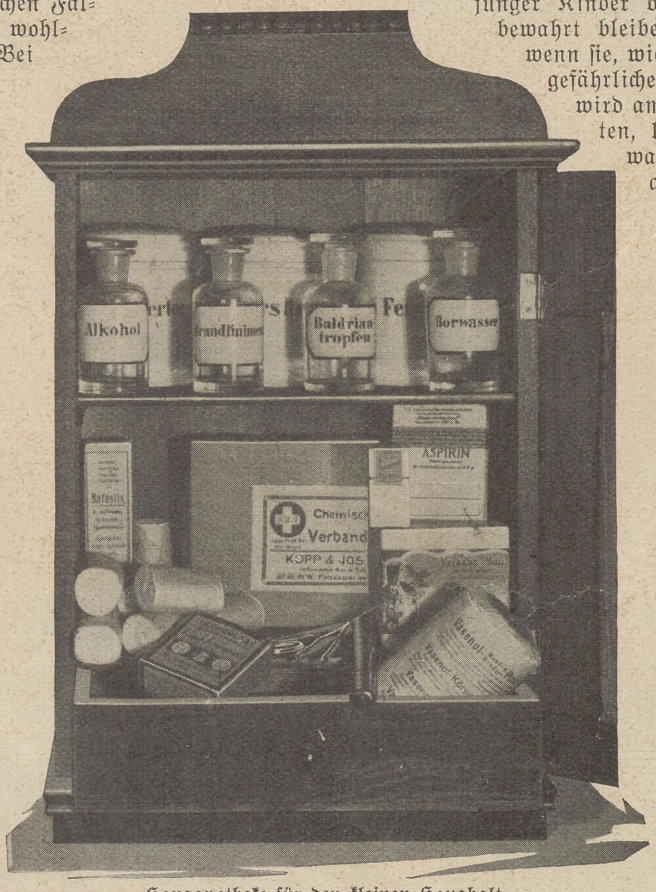
Wer heute noch von einer Neuintonierung des europäischen Konzerts träumt, ist jedenfalls nicht mehr befähigt, die moderne Weltpolitik zu verstehen oder gar aktiv zu treiben. Wir müssen unseren weltpolitischen Gedankengang vielmehr darauf einstellen, daß wir in das planetare Zeitalter der Weltmächte hereingewachsen sind, daß sich ein gewaltiger Unterschied aufgetan hat zwischen dem Grundcharakter der Weltmächte des 20. Jahrhunderts und jenem der Großmächte des 19. Jahrhunderts.

Hausapotheken. Von Dr. Michael Conrad.

Auch in unserer Zeit des Schnellverkehrs, des Fernsprechers und Kraftwagens, in der Apotheke und Arzt aufs schnellste zu erreichen, sind Hausapotheken keineswegs völlig überflüssig geworden; in zahlreichen Fällen können sie auch heutzutage wohltätig und segensreich wirken. Bei leichteren Gesundheitsstörungen vermögen sie für sich allein Linderung zu bringen, bei plötzlichen ernsten Erkrankungen und Unfällen die dringend nötige erste Hilfe bis zur Ankunft des Arztes zu leisten, auch des letzteren Anordnungen und Maßnahmen können sie in wirksamer Weise unterstützen. Je personenreicher ein Haushalt, je kinderreicher eine Familie, je mehr in dieser Kränklichkeit und Anfälligkeit herrschen, je entfernter und schwerer erreichbar vollends die nächste Apotheke und der nächste Arzt sind, um so erforderlicher sind sie; auf abseits gelegenen Gütern, Gehöften, Förstereien, Erholungsheimen bilden sie einen geradezu unentbehrlichen Bestandteil der häuslichen Einrichtung.

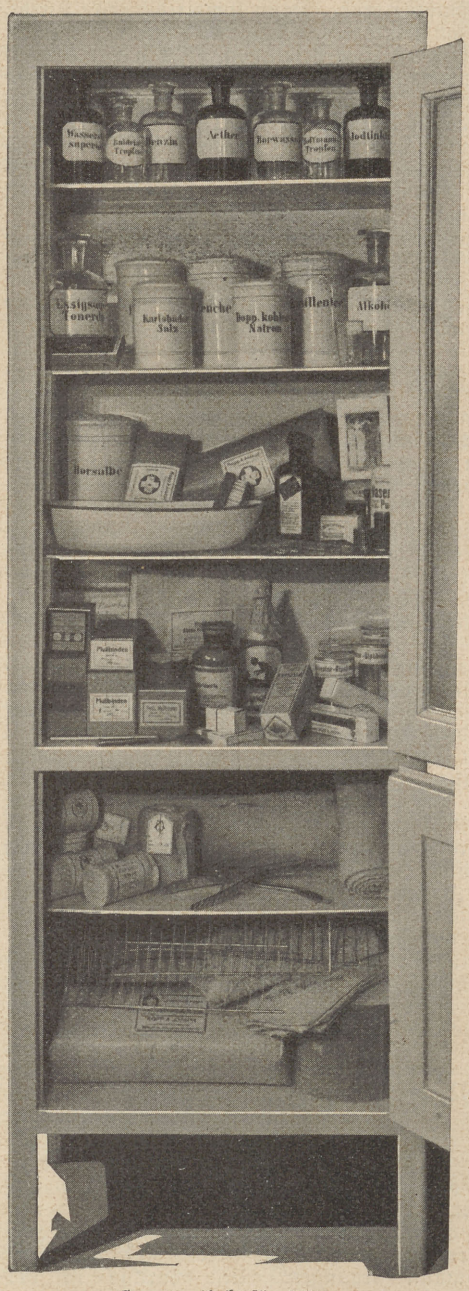
Die Hausapotheke soll hauptsächlich Mittel für die erste Hilfeleistung enthalten. Daneben beherbergt sie, sofern es der Raum gestattet, zweckmäßig die wichtigsten Gerätschaften für die häusliche Krankenpflege. Und auch etwaigen überresten gelegentlich gebrauchter Arzneimittel kann sie als passende Aufbewahrungsstätte dienen. Wünschenswert ist es, daß sie gut verschlossen bleibt, damit ihr Inhalt vor etwaigen Zugriffen seitens junger Kinder oder unvorsichtiger Erwachsener bewahrt bleibe. Besonders wichtig ist dies, wenn sie, wie nicht selten, giftige oder feuergefährliche Stoffe enthält. Der Schlüssel wird am besten an einem ganz bestimmten, leicht zugänglichen Orte aufbewahrt, um im Bedarfsfalle sofort auffindbar zu sein. — Ähnlich dem Rettungsringe, dem Feuermelder oder der Notbremse darf auch die Hausapotheke im Augenblick, da man ihrer bedarf, nicht versagen; sie muß stets in Ordnung sein. Daher ist es nötig, von Zeit zu Zeit ihren Inhalt zu prüfen, verbrauchte Mittel zu ersetzen, die Verschlüsse der Gefäße auf ihre Dichtigkeit, Pfropfen, Stöpsel und Verschlußschrauben auf ihre leichte Lüftbarkeit zu prüfen. — Gummischläuche müssen ebenso wie andere Gummiartikel zur Erhaltung ihrer Elastizität ab und zu in lauem Wasser eingeweicht und mit Glyzerin eingerieben werden; soweit sie trocken und brüchig geworden, sind sie durch neue zu ersetzen.

Bei der Auswahl der Heilmittel bevorzugt man nach Möglichkeit solche, die nicht leicht zersetzlich sind, mithin eine große Haltbarkeit besitzen. Mit Rücksicht hierauf wählt



Hausapotheke für den kleinen Haushalt.

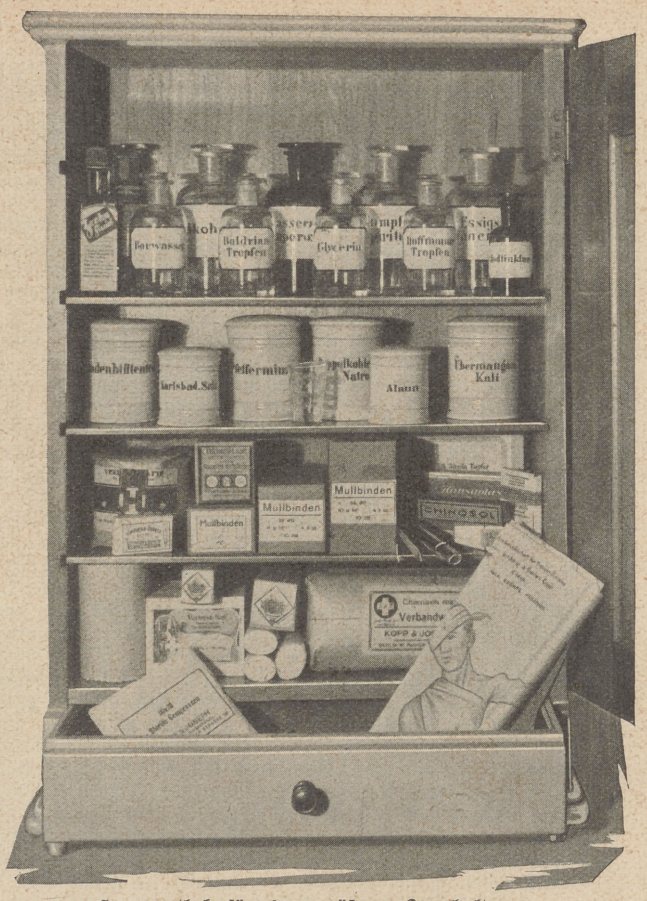
man auch gern, wenn es irgend angängig ist, die Tablettenform der Arzneistoffe. die Glasstopfenverschlüsse der Flaschen und der sonstigen Gefäße und Zinntuben zur Aufnahme von Salben.



Hausapotheke für Güter.

In jeder Hausapotheke soll sich ein Verzeichnis ihres Inhaltes befinden und eine genaue Gebrauchsanweisung, aus der ersichtlich, in welcher Weise die verschiedenen Mittel und Gegenstände Verwendung zu finden haben. Denn was nützt das beste Heilmittel, wenn man nicht weiß, was man mit ihm anzufangen hat, und wie es richtig zu gebrauchen ist?

Nachstehend eine Reihe von Mitteln und Gegenständen, die sich zur Aufnahme in eine Hausapotheke eignen. Zum Gurgeln: Wasserstoffsuperoxyd, übermangansaures Kali, Alaun. Gegen Schluckbeschwerden: Mentholplätzchen. Gegen Husten und Schnupfen: Lindenblütentee zum Schwitzen; Brusttee, Salmiakpastillen, Emser Salz zum Lösen. Für Magen- und Darmstörungen: Doppelkohlensaures Natron, Karlsbader Salz, Brustpulver, Sennesblätter oder -schoten, Pfefferminz-, Kamillen-, Fencheltee. Zur Nervenberuhigung: Baldriantee, Baldriantropfen. Gegen Ohnmachtsanwandlung: Hofmannstropfen, ätherische Baldriantropfen und Salmiakgeist. Gegen Schmerzen allerart und gegen Fieber: Aspirin, Pyramidon. Zum Einreiben: Kampferspiritus. Gegen Brandwunden: Wismutbrandbinde. Zur Hautpflege: Vaseline, Lanolin, Hautwundpuder. Für Wundbehandlung und Verletzungen: Benzin, Äther, Alkohol, Jodtinktur, Borwasser, Lysoform, Borsalbe, keimfreie Mulltupfer und -kompressen, Wundwatte, Mull- und Cambrikbinden, Pflasterrollen, Pflaster mit anhaftender Wundgaze, Polsterwatte, Stärke- und Gipsbinden, Papp- und Drahtschienen, Verbandtücher, Pinzette, Schere, Handbürste. Zur Krankenpflege: Spülkanne (Irrigator) mit Schlauch und Ansätzen, Klistierball, wasserdichter Stoff, Wärmflaschen, Heizkissen, Wundschale. Die Liste kann für kleine Hausapotheken gekürzt, für größere noch verlängert werden.



Hausapotheke für einen größeren Haushalt.

Aber im allgemeinen wird man mit den hier angeführten Mitteln und Mittelchen auskommen. Besonders wichtig ist, daß auch Hotels und Pensionen ihre Apotheken in Ordnung halten. Es spricht nicht für die gastliche Fürsorge eines guten Hotels, wenn man z. B. nicht ein Stückchen Heftpflaster bekommen kann, sondern nach viertelstündigem Warten ein uniformierter Bursche erscheint und sich zum Weg in die Apotheke erbietet. Die schnelle Hilfe ist hier die beste und in ernsten Fällen oft die entscheidende.

Wassersport und Wassersport-Ausstellung. Von Kapitänleutnant a. D. Jasper.

Als Allheilmittel für alle Abnutzungserscheinungen des Körpers und Geistes hat unsere Zeit den Sport gewählt. Aber nicht jede Sportart erfüllt den beabsichtigten Zweck. Das Sechstagerennen und der Boxkampf rechnen sich auch zum Sport. Die Zuschauer dieser Veranstaltungen nennen sich stolz Sportsleute oder Sportsinteressenten. Für diese wird aber nur Nervenkitzel, also das Gegenteil einer Förderung geistiger und körperlicher Gesundheit erreicht. Gleiches gilt für alle sogenannten Massensports, deren Anhänger neben einer kleinen Anzahl aktiver, meist Berufssportler, aus inaktiven Zuschauern bestehen. Solche Sportarten sind für die allgemeine Ertüchtigung nutzlos. Anders ist es mit Sportarten, die nicht zum Zuschauen, sondern zur unmittelbaren sportlichen Betätigung erziehen. Tennis, Golf, alle leichtathletischen Sportarten und in besonderem Maße auch der Wassersport verdienen als volksertüchtigende Elemente besondere Beachtung.

Eine Übersicht über den gesamten deutschen Wassersport zu geben ist eine Hauptaufgabe der Allgemeinen Wassersport-Ausstellung, die in diesem Jahr zum viertenmal von der Stadt Potsdam veranstaltet wird. Es ist kein Zufall, daß die alte preußische Residenz und ihre Stadtväter es in die Hand genommen haben, den Wassersport durch eine jährliche Ausstellung zu fördern. Die Stadt Potsdam ist auf allen Seiten von Wasser umgeben und von Kanälen durchschnitten. Sie gleicht in mancher Hinsicht der Lagunenstadt an der Adria und einer ihrer Kanäle, der den ältesten und malerischsten Teil von Potsdam durchquert, heißt Klein-Venedig.

Um den sportlichen Charakter der Ausstellung besonders zu betonen, hat die Stadt Potsdam als Ausstellungsgebiet das zu einem Land- und Wassersportplatz umgewandelte Gelände des früheren Luftschiffhafens gewählt. Dort, wo früher Flugzeuge oder Luftschiffe starteten und landeten, dort, wo später die wertvollen Anlagen in Erfüllung des Friedensvertrages zu einem Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt werden mußten, hat die Stadt Potsdam einen Platz geschaffen, auf dem sich die Jugend dieser Stadt und des nahen Berlins im sportlichen Wettkampf für die Aufgaben der Zukunft stählen kann. Auf den Trümmern der Luftschiffhallen sind neue Gebäude errichtet worden, die der Wassersport-Ausstellung als Ausstellungsräume dienen. Die langgestreckte Wasserfront, über die man auf die weite Fläche des von waldigen Ufern umsäumten Templiner Sees hinausblickt, ist zu Liegeplätzen für Ruderboote, Segel- und Motorjachten ausgebaut. Der See selbst, der mit dem Lauf der Havel und den zahlreichen anderen Seen in der Umgebung Potsdams — dem Wannsee, dem Jungfernsee, dem Schwielowsee — in Verbindung steht, ist auf Veranlassung der Stadt zu einem idealen Kampfplatz für die verschiedensten Wassersportarten ausgebaut worden. Ruderer, Segler und Motorbootfahrer halten hier Rennen und Regatten ab. Die glückliche Lage des von Berlin auf dem Wasserwege und mit der Vorortbahn

leicht zu erreichenden Wettfahrtreviers hat es mit sich gebracht, daß ein Teil der größten und wichtigsten aller Wassersportkämpfe auf dem Templiner See stattfinden.

Besonders gilt dies von den Motorbootsrennen, die während der Zeit der Allgemeinen Wassersport-Ausstellung dort abgehalten werden. Es bildet einen eigenartigen und durchaus nicht reizlosen Kontrast, wenn die stillen Ufer des Templiner Sees mit den altehrwürdigen Türmen Potsdams auf die schnellen Renner herabblicken, die mit donnernden Motoren die Luft erschüttern und mit rasender Schnelligkeit das in hohen Fontänen aufspritzende Wasser teilen, während sie im Hundertkilometertempo über den See fegen.

Im Gegensatz zu dem vornehmen, zurückhaltenden, anspruchslosen Verlauf einer Segelregatta atmet jedes Motorbootsrennen Sensation. Auf den Bootsstegen wimmeln Mechaniker mit blauen Kitteln, neuigkeitslüsterne Reporter der Zeitungen und listige Photographen oder Kinooperateure, die den Rennkanonen auflauern. Die Herren von der Presse und ebenso ihre Kollegen mit der Linse haben es nicht leicht, denn Rennfahrer pflegen vor dem Start etwas gereizt und gar nicht gesprächig zu sein. Photographiert wollen sie unter keinen Umständen werden, denn das bringt nach einem vom Automobilsport übernommenen Aberglauben Unglück. Auf den Rennbooten ist alles in Tätigkeit. Benzin und Öl wird aufgefüllt, die Zündkerzen geprüft, alle reibenden und gleitenden Teile des Motors und der Schraubenwelle nachgesehen und gründlich abgeschmiert. Dem Führer des Motorbootes, der mit öligen Händen und bespritzter Monteurkleidung selbst mitarbeitet, sieht man es nicht an, daß er im praktischen Leben als Ingenieur, Direktor, Kaufmann oder ähnliches eine führende Stellung einnimmt. Zu den Motorbootsrennen werden ebenso wie zu Segelregatten ausschließlich Amateure zugelassen. Segeln und Motorbootfahren ist daher ein ausgesprochener und reinrassiger Herrensport, allerdings nicht im Sinne des Geschlechts, denn es gibt auch einige Damen, die schneidig und selbstbewußt am Steuer sitzen und es ihren männlichen Sportkollegen in jeder Weise gleichtun.

Fünf Minuten vor Beginn des Starts fällt ein Schuß. Diese fünf Minuten vor Beginn des Rennens sind ebenso langweilig für den Zuschauer wie aufregend für den Rennfahrer. Die Boote fahren mit gedrosseltem Motor hin und her. Von Zeit zu Zeit gibt man für kurze Zeit Vollgas, um den Motor warm zu fahren. Von Zeit zu Zeit prüft das Auge des Rennfahrers die Sekundenuhr und vergleicht sie mit dem Fallen der fünf Startbälle, die den Ablauf der einzelnen Minuten anzeigen. In der letzten Minute sucht jeder einen möglichst günstigen Platz in der Nähe der Startlinie zu erwischen, um mit dem Startschuß nach Möglichkeit als erster über die Startlinie zu flitzen. Die letzten Sekunden werden laut gezählt: „55 — 56 — 57 — 58 — 59 — Schuß!" Und schon fegt die Meute los. Die Kompressoren heulen auf. Jeder versucht so schnell wie möglich die Spitze zu erreichen. Wer vorn liegt, hat den Vorteil, daß er glattes Wasser hat und sich nicht durch die hochaufspritzenden Heckwellen seiner Gegner hindurchkämpfen muß. Dann kommt die erste Kurve. Das Feld schiebt sich zusammen. Jeder will die innere Seite und damit den kürzeren Weg gewinnen. — Ein Motorbootrennen ist von Anfang bis Ende spannend und abwechslungsreich. Selten gelingt es einem Boot, von Beginn des Rennens bis zu seinem Ende die Führung zu behalten. Kleine Störungen am Motor und Havarien am Bootskörper sind nichts Seltenes und, wenn der Rennfahrer schließlich siegreich durchs Ziel geht, hat er in den 20 Minuten, die das Rennen dauert, mehr erlebt als manch anderer in einem Jahr.

Die Segelregatten sind friedfertiger. Still und majestätisch gleiten die schlanken Jachten mit ihren wie Vogelflügel geformten, weiß schimmernden Segeln heran. In eleganten Wendungen kreuzen sie vor dem Start, bis sie sich im Augenblick des Startschusses zu dichtem Feld geordnet haben, das geschlossen auf die Bahn geht. Die verschiedensten Jachttypen werden für die Regatta zu besonderen Gruppen zusammengestellt: große, kräftige Kreuzerjachten, die mehrere Wochen im Sommer auf hoher See zubringen, elegante, langgestreckte Rennjachten mit schmalen, hohen, nach aerodynamischen Grundsätzen geformten Segeln, klein, schnelle Jollen, die keinen Ballastkiel besitzen, sondern durch das Gewicht ihrer weit über die Bordwand hinauslehnenden Besatzung vor dem Kentern bewahrt werden müssen. — Von allen Wassersportzweigen ist der Segelsport der gesündeste und der vielseitigste. Er kräftigt nicht nur den Körper durch ständige Arbeit in reiner, frischer Luft, sondern erfrischt auch den Geist durch Vermittlung stets wechselnder natürlicher Anregungen.

So bietet die Wassersport-Ausstellung durch Veranstaltung von Wettfahrten und Rennen ein anschauliches Bild des rein sportlichen Teils des Wassersports und gewinnt ihm auf diese Weise in jedem Jahre zahlreiche neue Anhänger. Das eigentliche Gebiet der Ausstellung — wenn auch vielleicht nicht das wichtigste — liegt aber in der Darstellung des technischen Teils. In gedeckten Hallen wird alles, was die Wassersport-Industrie im letzten Jahre an Wertvollem und Neuem hervorgebracht hat, gezeigt: Motorboote, Segeljachten, Ruderboote, Kanadier und Kajaks bieten dem Beschauer ein übersichtliches Bild der verschiedenen Wassersportfahrzeuge. Daß unsere Industrie in diesem Punkte besonders leistungsfähig ist, mag daraus hervorgehen, daß selbst das reiche und verwöhnte Amerika besonders hochwertige Fahrzeuge trotz des hohen Einfuhrzolles in Deutschland bestellte. Hier hat deutsche Qualitätsware ihren alten Vorkriegsruf wieder erreicht und wichtige Absatzgebiete im Ausland gewonnen.

Johanna Beckmann, die Sechzigjährige. Von Carl Lange.

Ist es nicht höchste Kunst, den anscheinend kleinsten und geringsten Dingen, die uns die Natur schenkt, Leben und Seele zu geben? Was haben uns nicht die Blumen zu sagen, die Dürer vor über 400 Jahren zeichnete, jene Akelei, die uns ein Beweis ist, daß die ewigen Dinge sich gleichbleiben und unvergänglich sind. Sie erfordern aber jene Hingabe und jenes letzte Verwachsensein mit der Natur, das nur dem Menschen und Künstler geschenkt ist, der sich als ein Teil von ihr selbst fühlt und dem seelischen Kreis angehört, dem das Göttliche entspringt. In diesen Kreis hinein gehört eine stille, abseitige Künstlerin, die weder nach Urteil der anderen, noch nach dem Ruhm der Menge fragt, sondern die unermüdlich schaffen und schaffen muß, um ihrer selbst willen, um jenes künstlerischen Inhalts willen, der einzig und allein ihrem Leben Wert und Gewicht gibt. Alles Äußere fällt ab, aller Eigengewinn ist nichts, — der Augen und der Seele Ziel kennen nur den einen Weg, die Welt um sich und in sich in ihren tausendfältigen Formen neu und doch wieder ewig alt zu gestalten. Wer einmal selbst das Wunder an Blume, Blüte und Blatt erlebt und in sich geformt hat, dem ist ein Ahnen geschenkt von jener Beglückung, die über das Alltägliche hinweg jene fast unwirklichen Wesen erfüllt, wie wir sie in der Scherenschnittkünstlerin Johanna Beckmann finden. — Die schwarze Kunst ist anscheinend eine sehr bescheidene und stille Kunst, aber mit ihr geht es uns ebenso wie mit den Menschen, die oft still und bescheiden neben uns wandern und deren Schönheit sich erst dann offenbart, wenn wir durch tieferes Bemühen und Verstehen den Urgrund ihrer Seele erfassen. So ist es mir mit dem Menschen und der Künstlerin Johanna Beckmann ergangen. Und daraus ist der Wunsch — für mich innere Pflicht — entstanden, aus Anlaß ihres 60. Geburtstages Freunde und Helfer zu gewinnen, damit sie noch am Lebensabend ihr Werk vollenden und alles mühselige und reiche Schaffen in einem sicheren Hafen bergen kann. — Johanna Beckmann wurzelt in der alten Zeit. Sie nimmt eine Sonderstellung unter den Scherenschnittkünstlern ein, da sie keine Konzessionen an den Tagesgeschmack macht, keiner Richtung und keiner Schule, sondern nur dem inneren Triebe folgt, das Schöne mit den Mitteln der Kunst festzuhalten. Damit ist ihr schwerer Kampf zum Erfolg begründet. Weil sie jede Künstelei verschmäht, weil sie den Publikumswünschen nicht nachkommt, weil sie im Glauben an sich und ihre Kunst eigene Wege geht, ihrer Eigenart und ihrem künstlerischen Wollen folgend, wird sie noch immer nicht nach Wert und Gebühr gewürdigt. Unsere Zeit verlangt nach Ekstase. Wir brauchen aber mehr als je Stille und Sammlung, die Ausdruck der Kraft und des Willens sind. — Das Pflanzenreich ist ihre Welt. Blumen und

Zweige werden unter ihrer Hand durch feine, geschmeidige Linien lebendig. Da ist kein Strich, der nicht hingehört, keine Knospe, die nicht der Wirklichkeit entspricht, keine Blüte, die nicht in allen Stadien der Entwicklung nach botanischen Gesetzen und nach der Natur studiert ist. Ihre Kunst wirkt daher auch am unmittelbarsten, wo sie die Natur schlicht und einfach auf sich wirken läßt. In ihren Pflanzenbildern sind Blumen und Zweige im ersten Entstehen und in allen Entwicklungen bis zum Vergehen nachgebildet. Sie liebt besonders die Zeit des frühen Werdens und des Vergehens, in der sich Form und Farbe fast täglich verändern.

Nichts ist trocken und stilisiert, Linien und Umrisse sind von innerem Leben erfüllt, die Pflanzen dünken uns bei ihr wie sprechende, handelnde Wesen. Ob es Distel oder Rose, Efeu oder Erika, ein Buchen- oder Eichenblatt, ob Tanne oder Fichte sei, bei ihr sind es die Seelen der Gebilde, die uns Geheimnisse ihres inneren Lebens offenbaren, wie es der Fall ist, wenn wir uns der Natur ganz hingeben, ganz in sie versunken sind. Hier äußert sich vertiefter Sinn für Natur, eine innige Liebe und Versenkung, die zur Andacht und Religion geworden ist.

Johanna Beckmann ist am 3. Mai 60 Jahre alt geworden. Ihr Blick war stets auf das höchste Ziel gerichtet. Wer einmal in ihr Tagebuch hineinschauen durfte oder eine stimmungsvolle Stunde in ihrer Werkstatt erlebte, der wird diese Begegnungen niemals vergessen.

In ihren Truhen und Mappen ruht außer diesen Lebenserinnerungen noch manch ungehobener Schatz. Ich denke besonders an die Schnitte und Dichtungen ihres noch unveröffentlichten Werkes „Das Feuer", an „Pflanzenleben" (ein Jahrbuch, an dem Johanna Beckmann zehn Jahre gebildet hat) und an lustige Bilderbücher für Kinder.

Johanna Beckmann hat in der Zeit von 1905 bis 1913 in allen namhaften Städten Deutschlands größere Ausstellungen ihrer Schattenbilder gehabt. Sie gab in diesen Jahren folgende Bücher heraus: „Natur", „Wichtelmännchen", „Sternlein", „Vom Zufriedenwerden" und „Waldsagen". Sie sind von der Presse einstimmig anerkannt und haben meist viele Auflagen erlebt. Jetzt sind sie leider vergriffen. Die Gegenwart ist für die Kunst eine schwere Zeit.

Johanna Beckmann hat vor dem Kriege ein Büchlein geschrieben, das uns Einblick in das Wesen des Scherenschnittes gibt: „Die schwarze Kunst". Sie hat Schattenbilder gestaltet zu Andersens Märchen (Verlag Neufeld & Henius) und später zu Storms „Immensee" und Eichendorffs „Taugenichts". Im Jahre 1920 erschien das Heft „Traum und Tat" — auch das ist in vier Auflagen verbreitet.

Die Künstlerin hat seit dem Kriege im Stiftungsverlag Potsdam mancherlei Künstlerpostkarten und Mappen herausgegeben, die sehr rasch ihren Weg finden, weil sie durch den bescheidenen Preis in unserer Zeit leicht zugänglich sind, ebenso das Heft „Liebe alte Kinderreime" im Verlag Scholz-Mainz.

In den letzten Jahren sind im Verlag Schröter-Berlin die Bücher erschienen: „Pflanze und Mensch" und „Wenn Frühling wird". Das letzte liegt jetzt in drei Heften vor. Der Bergverlag in Elberfeld hat das Buch „Von Stehmännchen und Gründlingen", ein prächtig ausgestattetes Kinderbuch, verlegt.

Alles Schöne findet bei Johanna Beckmann Ausdruck in Wort und Bild, Sage und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft. Eine Fülle von Schönheit wird in unseren Herzen lebendig. Der Zauber und die Eigenart des deutschen Waldes stehen vor unseren Augen, Heinzelmännchen, Wichtel und Elfen, die verkörperte Sehnsucht, der Weihnachtsmann, das Lindenmännlein und die Zwerge erzählen uns von wohlvertrauten Gestalten. Über und zwischen den Werken steht aber leuchtend die Liebe zu Menschen und Dingen, die Beseelung der Form, die sich in allen echt deutsch empfundenen Werken der Künstlerin wiederfindet. — Wer das Schaffen dieser 60 Lebensjahre einer alleinstehenden Frau überschaut, ein Leben voller Leid und Sorgen, voller Arbeit und Mühen, der steht in Dankbarkeit mit ihr an diesem Lebensabschnitt und hegt den Wunsch, für dieses schwer errungene Werk einzutreten.

Die Frau in der Presse. Von Emma Stropp.

Die Bemühungen der Frauen, in den Organen der öffentlichen Meinung ihre Ansichten breiteren Volksschichten zur Kenntnis zu geben, Wünsche und Forderungen auszusprechen, Meinungen auszutauschen oder sich mit den heiteren Dingen des Lebens, der Mode und der Gesellschaft zu beschäftigen, gehen weiter zurück, als. im allgemeinen angenommen wird.

Zwar war es ein Mann, der Magister J. C. Gottsched, der die erste deutsche Frauenzeitschrift, „Die vernünftigen Tadlerinnen" nach englischem Vorbilde ins Leben rief, doch war es seine Gattin, die auch als Dichterin bekannte „göttliche Kulmus", die in hervorragender Weise an ihr mitwirkte, sowohl als Verfasserin von Aufsätzen, als auch, wie wir heute sagen würden, „Hilfsredakteur". Sie ist es also, die als erste Frau vom Fach, als erste Journalistin angesprochen werden darf, wenn sie auch nach der Sitte der Zeit bescheiden hinter ihrem Gatten zurücktrat und nur hinter den Kulissen wirkte.

Ihr folgten, allerdings nur vereinzelt, bald andere Geschlechtsgenossinnen, so z. B. die Gattin Klopstocks, die am „Nordischen Aufseher" mitarbeitete. Als die Freiheitsströmungen der Revolutionszeit einen erhöhten Bildungstrieb auch unter den Frauen weckten, äußerte sich dieser in der verhältnismäßig schnellen Zunahme der periodischen Zeitschriften und Almanache, die aber mit Ausnahme des in Weimar von 1786 bis 1828 erscheinenden „Journals des Luxus und der Moden" nur ein kurzfristiges Leben führten. Immerhin arbeiteten an ihnen eine größere Anzahl von Frauen, allerdings meist unter männlichen Decknamen mit, aus deren Reihe Amalie von Holst, geboren um 1760, genannt sei, während Karoline von Schlegel als eifrige Mitarbeiterin literarischer Zeitschriften hauptsächlich auf dem Gebiete der Buch- und Theaterbesprechung tätig war, und Therese Huber-Forster (1764—1829), ihre einstige Freundin und spätere Gegnerin, von 1819 bis 1824 „Das Morgenblatt" in Stuttgart leitete, also wohl als erste Redakteurin im heutigen Sinne anzusprechen ist.

Diesen Vorläuferinnen der weiblichen Journalistik reihte sich Ende der vierziger Jahre Louise Otto-Peters an, und zwar als Mitarbeiterin von Ernst Keils Zeitschrift „Planet". Doch war auch sie genötigt, ihre Aufsätze unter dem Decknamen „Otto Stern" zu veröffentlichen, da es nach Ansicht

des Herausgebers weder üblich noch statthaft sei, daß Frauen in der Öffentlichkeit das Wort nähmen, um Zeitfragen zu beleuchten, Bildungsforderungen und Frauenrechte zu vertreten. Als ihr Gatte, August Peters, später die „Mitteldeutsche Volkszeitung" gründete, übernahm sie die Leitung des Feuilletons und rief 1865, als unter ihrer Führung die Frauenbewegung weitere Kreise gewann, „Die neuen Bahnen", das offizielle Organ der deutschen Frauenbewegung, ins Leben, das erst nach mehr als fünfzigjährigem Bestehen in der Kriegszeit sein Erscheinen einstellte. Die journalistische Entwicklung von Louise Otto-Peters ist hier ausführlicher gekennzeichnet, weil sie charakteristisch und bahnbrechend ist für die deutsche Frauenpresse im allgemeinen. Denn unter dem Einfluß der von ihr vertretenen und geförderten Strömungen erwachte in den Frauen ein erhöhtes Bildungsverlangen, dem das Verlegertum naturgemäß Rechnung trug. Modenzeitschriften mit bildendem Unterhaltungsteil wie der „Bazar" (1858), „Die Modenwelt" (1865) wurden gegründet. In die Schriftleitung des „Daheim" wurde späterhin die als Lyrikerin schon in jungen Jahren berühmte Frida Schanz berufen, um die Leitung der Beilage „Frauen-Daheim" zu übernehmen. Die Frauenbewegungsblätter vermehrten sich. Spaltungen innerhalb der Frauenbewegung zeitigten die Herausgabe von Zeitschriften, wie „Frauenbewegung" von Minna Cauer, „Blätter für Frauenstimmrecht" von Anita Augsburg und „Gleichheit" von Clara Zetkin.

So lebhaft sich Frauen an der Mitarbeit an den genannten Zeitschriften beteiligten, in ihnen die verschiedensten Gebiete des Frauenlebens behandelten, blieb ihnen doch mit wenigen Ausnahmen die Tagespresse verschlossen. Hier herrschte unbeschränkt der Mann, oder besser gesagt der männliche Name. Selbst später hochgeschätzte Schriftstellerinnen wie Anselma Heine, Elisabeth Heinroth, Gabriele Reuter u. a. veröffentlichten um die Jahrhundertwende ihre Aufsätze und Romane unter männlichem Pseudonym, weil sie glaubten, dadurch „ernster" genommen zu werden, denn noch immer haftete dem Frauenschrifttum das Vorurteil der Minderwertigkeit an. Schließlich aber konnten sich die großen Tageszeitungen dem wachsenden Einfluß des Frauentums nicht mehr verschließen. Als erste gründete die „Tägliche Rundschau" eine Frauenbeilage, unter Leitung von Frau Gnauck-Kühne, es folgte das „Berliner Tageblatt", das Anna Plothow zur Leitung einer Frauenbeilage in seine Redaktion berief. Inzwischen hatte sich auch der Kreis der Tagesschriftstellerinnen vergrößert und fand unter Anna Plothows Vorsitz seine erste Zusammenfassung, in der von ihr gemeinsam mit Emma Stropp gegründeten Journalistinnen-Gruppe des Deutschen Lyzeumsklubs. Das Ziel dieser Frauen war jedoch, die Kolleginnen in eine Männerorganisation als gleichberechtigte Mitglieder aufgenommen zu sehen. Sie stellten daher durch Fritz Engel, der von Anna Plothow gewonnen war, an den „Verein Berliner Presse" den Antrag zur Aufnahme weiblicher Journalisten. Der Antrag wurde aber gegen wenige Stimmen abgelehnt.

Gleichzeitig bereitete der Deutsche Lyzeumsklub seine große Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" vor. Auf ihr sollte auch der junge, noch so schwer kämpfende Beruf der Journalistin in einer Sondergruppe „Die Frau in der Presse" vertreten sein. Es war eine mühsame und schwierige Arbeit, zum ersten Male eine Statistik der in der Presse tätigen Frauen herauszugeben. Es fehlte jede Organisation, deren Mitgliederliste als Grundlage dienen konnte, man mußte durch Zeitungsnotizen und ungezählte persönliche Briefe die über ganz Deutschland verstreuten Tagesschriftstellerinnen zu erfassen suchen. Es gelang jedoch festzustellen, daß im Frühjahr 1912 140 von Frauen geleitete Presseorgane bestanden, darunter 7 Frauenkorrespondenzen, außerdem etwa 50 Frauenverbandszeitschriften und Zeitungsbeilagen für Frauen mit männlicher Schriftleitung, aber vorwiegend weiblichen Mitarbeitern. Diese an sich ungenauen Zahlen gaben gewisse Anhaltspunkte dafür, zu welchem Umfange sich die Mitarbeit von Frauen an der Presse in verhältnismäßig kurzer Zeit entwickelte. Durch die Gründung des „Reichsverbandes der Deutschen Presse" fanden dann auch die Frauen die notwendige Standesorganisation, und zwar in voller Gleichberechtigung mit den männlichen Kollegen. Sie spricht sich auch darin aus, daß in dem Ehrenrat des Bezirksverbandes Berlin, sowie im Obersten Ehrenrat des Reichsverbandes je eine Frau Sitz und Stimme hat.

Die Kriegszeit brachte dann das große Sterben im Zeitungswalde, dem auch viele bewährte oder im Aufblühen begriffene Frauenzeitschriften zum Opfer fielen, außerdem veranlaßte die zunehmende Papierknappheit und das damit verbundene schnelle Steigen der Papierpreise auch viele Tageszeitungen, auf die Herausgabe ihrer Frauenbeilagen zu verzichten. Diese Umstände zwangen zahlreiche Journalistinnen, sich anderen Berufen zuzuwenden, und hemmten gleichzeitig den Zustrom in diesen in jener Zeit als aussichtslos betrachteten Beruf. Erst die letzten Jahre führten ihm den so notwendigen Nachwuchs zu. Er entstammt zumeist den Kreisen der jungen Akademikerinnen, die sich ihm mit Eifer und Begeisterung zuwandten und bereits nennenswerte Erfolge zu verzeichnen haben. Das Tätigkeitsfeld der heutigen Journalistin hat sich gleichzeitig erheblich erweitert, besteht doch grundsätzlich keine Abgrenzung mehr, in welchem Ressort die Redakteurin oder Mitarbeiterin sich betätigen kann oder darf. Ihre Leistung ist oder soll entscheidend sein. In der Praxis allerdings harren noch manche Wünsche und berechtigte Forderungen ihrer Erfüllung. Immerhin besitzen wir jetzt eine größere Zahl hauptberuflich als Journalistin tätiger Frauen, die sich im politischen Teil ihrer Zeitung Ansehen erwarben, ebenso solche, die für volkswirtschaftliche, soziale und kulturelle Fragen als maßgebend anerkannt sind, und andere, die als Theater- und Musikkritikerinnen erfolgreich ihres Amtes walten. Auch beschränkt sich die Behandlung von Hauswirtschafts- und Modenfragen, die neben denen der Kindererziehung anfangs als eigentliche „naturgegebene" Domäne der weiblichen Mitarbeiterin angesehen wurde, nicht mehr auf die Herausgabe von Kochvorschriften und die Darlegung der neusten Modeerscheinungen, sondern setzt eine fachliche Vorbildung und die Beherrschung auch der volkswirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge dieser Gebiete voraus. Damit ist sie zu einem wichtigen Faktor der Volkserziehung geworden, ebenso wie die Förderung des Frauensportwesens. Die beruflichen Anforderungen, die an die moderne Journalistin gestellt werden, sind demnach wesentlich gestiegen, verlangen eine außerordentliche Vielseitigkeit oder die Konzentrierung auf ein Spezialgebiet. Die Mitwirkung von Frauen an den öffentlichen Aufgaben der Presse wurde aber gleichzeitig zur zwingenden Notwendigkeit, nicht nur um den Leserinnenkreis mit den Fortschritten der Zeit in lebendiger Fühlung zu halten, ihm neue Anregungen und dadurch geistige, berufliche und technische Vervollkommnungsmöglichkeiten zu vermitteln, als auch um zu allgemeinen Tagesfragen Stellung zu nehmen und diese, wo es notwendig erscheint (soziale, volksgesundheitliche, sittliche Fragen), vom weiblichen Standpunkte zu beleuchten.

Die im Mai dieses Jahres in Köln stattfindende internationale Presseausstellung wird in einem Sondergebäude „Das Haus der Frau" den Aufstieg des Frauenjournalismus zusammenfassend zur Anschauung bringen, auch ist, diesmal unter günstigeren Bedingungen, eine neue Statistik in Vorbereitung, die zahlenmäßig den Anteil festzustellen bemüht ist, den die Frauen am heutigen Pressewesen besitzen, an einem Berufe, der eine besondere Begabung verlangt, nicht gelehrt und nicht gelernt werden kann, sondern zu dem man geboren sein muß. Idealismus, volle Hingabe und ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl sind die Grundbedingungen seiner Erfüllung, sein Lohn: das freudige Bewußtsein an der Entwicklung des Zeitgeschehens und dem Fortschreiten der Volksbildung als bescheidenes und doch wichtiges Rädchen der großen, treibenden, höherschraubenden Maschine der öffentlichen Meinung, der deutschen Presse tatkräftig mitzuwirken.

König Kandaules

Roman von Max Dreyer

7.

Matilde, die dem Kinde selbst die Brust gab, war eine Mutter, herzlich und herzhaft. Fast ein wenig zu robust in ihrem Gehabe und Verhalten für Hilmars übergroße, zage Zärtlichkeit. So daß sie scherzhaft sagte: „Nächstens werdet ihr beide euch in einem Schutz- und Trutzbündnis gegen mich zusammentun. Im übrigen ist es ja ausschließlich dein Kind — ich bin nur zufällig die Mutter. Und du hast dich bloß ums Austragen zu drücken gewußt."

In der Tat, die bekannten lächerlichen Erörterungen und Prüfungen hin und her, wem das Kind ähnlich sei, kamen hier von Anfang an nicht zu Worte. So geradezu lächerlich war das kleine Wesen ein Abbild des Vaters.

Er gewöhnte sich denn auch immer mehr daran, von der Kleinen als von „meiner Tochter" zu sprechen, was Matilde ihm allmählich durchaus mit einem bei ihr gebräuchlich gewordenen: „deine Tochter" bestätigte. Trat ihm daraus mehr als ein Lachen entgegen, dann konnte er ungefähr so ins Zeug gehen: „Natürlich muß ich mich ihrer ganz besonders annehmen. Läuft sie bei dir nicht Gefahr, unter deine Ferkel, Kälber und jungen Puten einrangiert zu werden?"

Er ward nicht müde, all dem winzig Werdenden an dem kleinen Wicht seine Andacht zu schenken. Oft saß er wie verzaubert da, die Blicke auf die Nägel der Fingerchen gebannt, die ihm ein Wunderwerk der Schöpfung erschienen. Mit heiliger Scheu strich er leise über die kleinen Hände — Augenblicke der Ekstase entflammen ihn zu der furchtbaren Entschlossenheit, sie, die halbflüggen, warmzuckenden Vögelchen, auf Tod und Leben zwischen seine Pranken zu betten.

Kein Wunder, daß Vater und Tochter sich immer besser verstanden und Matilde in dem Hintergrund blieb, den sie lächelnd sich selbst gewählt hatte.

Manchmal schalt sie: „Du kleiner Schlingel, such' die Nahrung doch bei deinem geliebten Vater. Glaubst du, daß ich nur deine Flasche bin!" Ihr Selbstgefühl sorgte schon für den nötigen Halt. Sie wußte, daß sie vor dem Vater nicht nur die Milch voraushatte. Noch ein anderes Machtmittel war ihr gegeben.

Sie hatte selbst, in der Zeit der Hoffnung, von Wiegenliedern gesprochen. Jetzt sang sie dem kleinen Wesen zum erstenmal. Sang mit der ganzen werbenden Zartheit ihrer Liebe. Und was geschah?

Ihre Blicke versenkten sich in die Kinderaugen. Sie hoffte, eine beglückte Verwunderung würde auftauchen, ein lächelndes Sicheinfühlen müßte es werden in eine beflügelte Freude. Aber sie fand ein angstvoll Großes, eine starrende Abwehr, eine verstörte Frage, ein gequältes Nachsinnen. Etwas unglaublich Altes bekam das Gesicht, etwas Bekümmertes, Zersorgtes und Unwirsches — ja etwas Schicksalhaftes geradezu, daß Matilde zusammenfuhr.

Ich bin ja nicht gescheit! so rüttelte sie sich dann selber. Die Überraschung hat mich aus Rand und Band gebracht. Und warum soll es nicht Ohren geben, die mit meinem Gesinge sich nicht befreunden! Hat man nicht überhaupt viel zu viel Wesens von meiner Stimme gemacht? Ganz gut ist es meiner Selbstherrlichkeit, daß sie was auf die Mütze kriegt.

Aber mein Kind — daß mein eigen Fleisch und Blut von meinem Gesang nichts wissen will! Und wie hab' ich alle Anstalten gemacht, mich bei ihm einzuschmeicheln!

Und öfter noch hatte sie den Kopf zu schütteln, da das Kind, je mehr es herauswuchs, ganz langsam immer weiter von ihr abrückte. Sie war zu ehrlich, um sich das nicht rückhaltlos vor Augen zu stellen. Es beschäftigte sie unausgesetzt, doch ohne daß es sie eigentlich drückte oder sie darunter litt. Beinahe, daß sie zu einer lächelnd stillen Beobachtung dieses immerhin seltenen Naturspieles gedieh.

Als sie Hilmar erzählte, daß seine Tochter ihrem Gesange keinerlei Wohlwollen entgegenbrächte, stieß sie kaum auf eine Befremdung. Vielmehr glaubte sie eine Art Erleichterung in seinen Mienen zu finden, darob, daß eine gefährliche Waffe im Wettbewerb um des Kindes Liebe ihren

Start zum Jagdrennen. Gemälde von Rudolf Otto.

Händen entglitten war. Auch dafür hatte sie ihr leises Lächeln.

Aber ihre große Jugend wurde doch auch wieder ratlos und sah sich nach Hilfe um. Mit Vater Rochus konnte sie über Hilmar und das Kind nicht sprechen. Als sie einmal zu ihm eine Bemerkung über Hilmars väterliche Mütterlichkeit machte, die doch eine Unnatur sei, da schüttelte er sein Haupt. Und seine Weisheit, so kühl wie sein Aquarium, erklärte ihr: „Unnatürlich, mein liebes Kind — weißt du, daß bei den Seepferdchen das Männchen eine Bruttasche besitzt, in die das Weibchen den Laich einpackt. Sie kümmert sich dann nicht weiter um die Jungen. Die Brutpflege besorgt er. Und von so kinderlieben Männchen erzählt die Naturgeschichte uns mancherlei. Da ist weiter die Geburtshelferkröte —"

Hiermit war ihr nicht sehr geholfen. Hiermit war nur gewonnen, daß sie in Stunden liebezorniger Zauserei ihren Mann „mein Seepferdchen" nannte — die Geburtskröte blieb ihm erspart.

Ohm Ekbert hinwiederum schlug junggesellenhaft um die Natur der Vater- und Muttergefühle einen weiten Bogen. Dafür vertiefte er sich inniger in Hilmars Gemütsart. „Sieh mal, der Junge hat in diesem seinem Ebenbild seinen ersten wirklichen Erfolg. Und — hat etwas vor dir voraus. Im übrigen hapert es doch erheblich bei ihm. Mit der Professur. Und auch mit seiner großen Arbeit. Neuerdings scheint es ja, als ob er nun endgültig von ihr abrückt — als ob es eine Gotendämmerung bei ihm gegeben hat."

„Davon weiß ich nichts. Warum spricht er nicht mit mir darüber. Bin ich nicht die Nächste dazu?" Ihre Stirn krauste sich. „Dann muß ich mir doch selber holen, was mir gehört." Und sie ging zu Hilmar.

Er war in seinem Arbeitszimmer und saß über seinen Manuskripten. Sie beugte sich zu ihm. „Ich hatte Sehnsucht, bei dir zu sitzen und mit dir zu sprechen." Das war keine Entschuldigung, es war ein Liebesbekenntnis. Und seine Arme dankten es ihr.

„Ich war eben mit dem Ohm zusammen," sagte sie. „Der weiß von deiner Gotenarbeit mehr als ich. Das hat mich betrübt und geärgert!"

„Ja, mein Liebling — als ich dir das letztemal meine Schwierigkeiten aufdecken wollte, da erzähltest du mir plötzlich, offenbar um mich zu trösten, von deinem eigenen Kummer: daß deine Berkshire-Zuchtsau nun schon zum zweitenmal verworfen habe. Ich hab' dann in der Tat deinen Schmerz geteilt und meinen vergessen —"

Sie gab ihm einen Rippenstoß. „Nun laß mal deine frivole Rachsucht — die übrigens entstellt — und mach' mir die Besserung nicht so schwer!"

Er küßte sie. Leise machte sie sich los. „Jetzt erzähl' mir, ohne mich weiter zu beschämen, was du vorhast."

„Also — die Gotensache ist nun endlich ad acta gelegt. Und was anderes hab' ich. Was Bedeutsames." Freudig spielte seine geistige Muskulatur. „Du weißt, daß die Gräberfunde bisher eigentlich nur Männergeschichte gemacht haben. Über Frauen und Kinder haben sie sich so ziemlich ausgeschwiegen — weil die Forschung sie bisher nicht recht zum Sprechen brachte. ‚Weib und Kind in der Vorzeit' — was sagst du? ' Ein Gatte und Vater schreibt dieses Buch."

Lebhafter Widerhall bei Matilde. „Ja, das ist eine Aufgabe! Was anderes als diese Nachspürerei nach den verwehten gotischen Fußspuren — eine Art Polizeihundbeschäftigung und weiter nichts. Ich freu' mich, Hilmar! Das wird dir gelingen! Ein Großes und Bahnbrechendes!"

Nun war ihm die Arbeit ganz ans Herz gewachsen, und seine volle Kraft strömte ihr zu. Jeder schuf strahlend an seinem Werk, und es war ihnen, als schüfen sie gemeinsam.

Plötzlich aber fiel in ihre schöne Einhelligkeit ein schwerer Schatten. Das Kind fing an zu kränkeln.

Eines Nachmittags war es gewesen. Matilde kam von ihrem Gesangsunterricht. Sie hatte eine Stunde ausfallen lassen, dafür war Manuel heute besonders strenge, sie machte es ihm nicht zu Dank. Darüber vergaß sie die Zeit. Nun mußte sie spornstreichs nach Hause eilen, sie hatte sich verspätet, das Kind wartete schon.

Als sie ihm die Brust gab, war sie noch erhitzt von dem Lauf. In ihrem Blut fieberten noch die letzten Töne.

Da geschah es — zum erstenmal — daß das Kind nach kurzem Saugen die Milch nicht weiter nehmen wollte. Es wand den Kopf hin und her und wimmerte leise. Matilde legte es hin, es beruhigte sich und schlief ein. Das Mädchen blieb bei ihm.

Bald aber rief sein lautes Schreien die Eltern ins Zimmer, erst Hilmar, dann Matilde. Sie fanden das Kleine in Krämpfen sich windend.

Der Vater war außer sich. Er wollte an den Fernsprecher, den Landarzt zu rufen. Dann mochte er keinen Augenblick von dem leidenden kleinen Wesen sich trennen, als könnte seine Entfernung dem Kinde den Schutz entziehen. So besorgte Matilde wesentlich ruhiger die Bestellung.

Der brave alte Arzt kam gleich. Er untersuchte, brummte ein paarmal, was bei ihm auf Zufriedenheit deutete, räusperte sich dann, worin nun wieder gewisse Bedenken lagen und erklärte: „Ein Magendarmkatarrh."

„Um Himmels willen!" rief Hilmar. „Daran sterben ja die meisten Säuglinge!"

Der alte Herr schmunzelte und renkte die Statistik ein. „Die meisten Säuglinge bleiben Gott sei Dank am Leben. Und nun bitte keine Unruhe."

Er gab seine Verordnungen und die Fingerzeige für sachliche Beobachtung, wobei er sich überwiegend an Matilde richtete.

Es wurde besser mit dem Kind. Die Eltern atmeten auf. Dann aber trat plötzlich ein Rückschlag ein. Hilmar rief telegraphisch den Ordinarius für Kinderheilkunde aus der Universitätsstadt herbei.

Der Professor, noch jung, schnell in seiner Art, ein wenig überhastet in gehäufter Arbeit, fand nichts unmittelbar Bedrohliches, billigte das Verordnete — „das Kind ist bei dem Kollegen hier in den besten Händen" — und fuhr wieder ab, mit dem ärgerlichen Eindruck bei sich und für die andern, daß sein Kommen nicht nötig gewesen sei.

Es wurde aber nicht besser mit dem Kinde.

In einer Nacht, da Hilmar bei ihm saß, der von dem kleinen Bett nicht fortzubringen war, schloß es die Augen für immer. Matilde hatte sich kurz vorher zur Ruhe gelegt. Hilmar holte sie nicht. Er wachte allein bei dem erloschenen kleinen Geschöpf, bis der Morgen graute.

In Hilmar war etwas zerbrochen. Und dann, wie er das Bedürfnis fühlte, sich geistig Rechenschaft zu geben, warf er sich mit einem Fanatismus, in dem er kümmerlichen Trost fand, gegen das Dogma armseliger Abstraktler: das Vatergefühl sei etwas Sekundäres, erst aus der Überlegung Geborenes, ursprünglich sei nur das Muttergefühl. Wer nicht die Stimme des Blutes vernimmt — diese Empfindungskrüppel sind zu beklagen, aber nicht berufen, Offenbarungen zu predigen.

So wollte er nur von seinem Gefühle wissen. Wie sehr das Kind eine Art Machtfaktor für ihn gewesen war, die Beglaubigung seiner Eigenheit, das lebendige Zeugnis seiner selbstischen Kraft, die Fortpflanzung und Verewigung seiner Wesensart — solche Reflexion duldete er nicht in seinem Bewußtsein. Der Verstand, so sehr er auch recht hatte, wurde als eigensüchtig abgewiesen, nur das Herz, das hingegebene, durfte trauern.

Von Matilde, die in ihrem Schmerz aufrechter und in dessen Äußerungen karger sich hielt, hätte er gern mehr Worte der Klage gehört. Es gab Stunden, wo er ihre Schweigsamkeit als Gefühlskälte nahm und sich schlechthin gegen sie erbitterte.

Dann wieder kam die Reue über ihn, daß er so sein Liebstes sich verleiden konnte, und er überströmte sie mit Zärtlichkeiten. So daß seine Trauer um das erloschene Licht in ein Mitgefühl mit ihr, der Mutter, sich wandelte, der dieses Licht nie so recht geleuchtet habe. Der von dem jungen Leben, das sie geboren, sogar Ablehnung und Kränkung zuteil geworden sei. Eine Abweisung, unbegreiflich und um so schreckhafter und schmerzvoller. Erst jetzt ermaß er, was dieses Widerstreben für Matilde hatte bedeuten müssen. Und seine ganze Innigkeit war bei ihr.

Und jetzt erst ging er diesem Erlebnis nach. Ihrer Stimme, in deren Klangwelt alle Zauber und Märchen Himmels und der Erde walteten, verschloß sich des Kindes Ohr und Seele. Ja, es widerstrebte den Tönen.

Darin war ein Geheimnisvolles, das er zu ergründen sich mühte. Undenkbar, daß die Schönheit nicht auf das feine Empfinden des Kindes gewirkt haben sollte. Und es hätte von ihr bezwungen werden müssen, wenn hier nicht in der Tiefe eine Macht gewirkt hätte, ein Ahnen, eine Scheu, eine Angst —

Ja, ja, eine Angst! Die Furcht, daß ihm von der Stimme

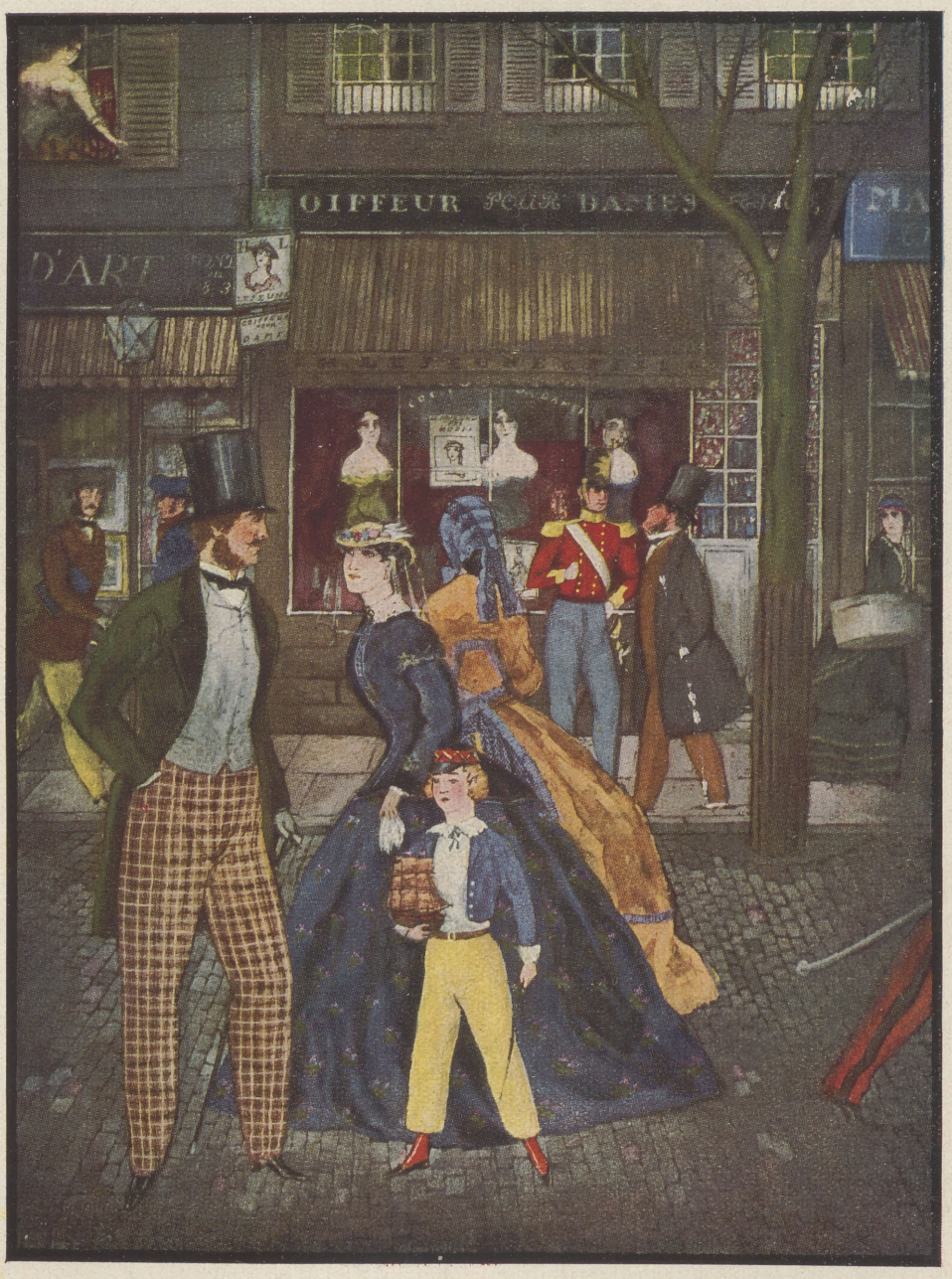
eine Gefahr drohe — daß es die Liebe der Mutter mit ihrer Kunst werde teilen müssen.

In dem Kinde, das ihm so ähnlich war — fand er hier die Spur seines eigenen Empfindens? Konnte nicht auch in ihm eine Eifersucht auf ihren Gesang sich regen? — Und wieder ging er zerknirscht in sich. ‚Entferne ich mich nicht so von ihr? Und füge ich ihr nicht Unrecht zu mit solchem Neid! Mit dem Neid auf das, was mir doch selbst gehört! Was mein eigen ist, mit ihr und in ihr! Nur daß ich es erwerben muß, um es zu besitzen! Nur daß ich es nicht selbst aus der Hand geben darf durch schlechthin feindliche Regungen! Daß ich es halten und hegen muß mit allen Kräften des Herzens?' Seine Liebe, seine Verehrung, seine Andacht für ihre Stimme verzückte sich zu mystischer Höhe.

Eines Abends, da jetzt schon mit der Dämmerung früher und früher die Stunde der Versunkenheit begann, kam er darüber zu, wie sie am offenen Fenster saß, den Kopf von beiden Händen gehalten, und sich hineintrug in die violett gedämpfte Glut des Westhimmels. Sich hineinhob in die Wolkenwelt, die hier ein dunkler Zug des Todes war, dort ein lichtes Schweben seliger Geister. Um ihr helles Haar hatte der Dämmerschatten wie ein Trauerflor sich gelegt. Und er hörte, wie sie leise vor sich hinsummte. Nur Töne waren es, kein hart- und festgeformtes Wort zerriß und durchbrach den klingenden Hauch. Eine unsägliche Schwermut huschte auf dunkelleisen Fittichen in das erlösende Abendrot. Als sie sein Nahen spürte, hielt sie inne, machte eine kurze Wendung, preßte schnell die Handrücken gegen die Augen und drehte sich dann erst nach ihm um. Da fühlte er, sie war der Seele ihres Kindes nachgeschwebt.

Und er begriff, welche Verlassenheit in ihr klagte — in dem Mutterherzen, das er doch wohl nie verstanden hatte, über seine eigenen, aufgesteiften Gefühle besonderer Zusammengehörigkeit mit dem Kinde. Hatte er nicht immer getan, als wäre der Schmerz um das entflohene Leben sein ausschließliches Eigentum?

Er setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand und blieb bei ihr. Ein und derselbe Blutlauf ging durch sie beide. In dieselbe Ferne wandelten ihre Blicke. Und Ruhe senkte sich über seine Sinne.



Begegnung. Gemälde von Erich M. Simon.

Hilmar schuf an seiner neuen Arbeit, unbehelligt durch den Gedanken, daß Matilde nicht auf jede seiner Ideen mit pochendem Herzen wartete oder bei jeder Inspiration jubelnd Gevatter stand. Und wiederum ihr und ihrer Kunst gab er, nicht mehr gefesselt von so hartem Selbstwillen, die Freiheit des Eigenen.

Mehr als einmal ging er so weit aus sich heraus, daß er mit Manuel, dem Beargwöhnten, dem Wesensfremden und Feindlichen, dem Gehaßten Fühlung suchen wollte. Manuel Löteisen, ihrer Stimme der Hüter und vertrauteste Freund. Ein Kundiger und ein Künder. Der mehr von ihr wußte und zu sagen hatte als jeder andere. Der über das Wachstum, die Entfaltung, das Aufblühen dieser Pracht

Verfolgung. Gemälde von Albert Lamm.

gewacht hatte mit den feinsten Kräften seiner Seele und mit der freudigen Liebe des Kenners.

War es nicht schlechthin unnatürlich, ihn zu meiden, war es nicht Torheit und Frevel — was im Grunde dasselbe ist — ihm zu widerstreben, gegen ihn sich zu erbosen? Statt Hand in Hand mit ihm zu gehen, sie beide begnadet mit der Offenbarung und berufen, die Heilsgüter zu verwalten und zu verwahren?

Einmal begleitete er Matilde auf ihrem Weg zum Kantorhaus. „Es geht doch nicht länger an, daß einer von uns bei dem andern abseits steht! Daß der eine Freunde hat, die dem anderen fremd sind. Und nun gar, daß deine Stimme von jemandem betreut wird, gegen den ich mich feindlich verhalte. Ich möchte einmal bei deinem Gesangsunterricht dabei sein."

Sie wußte, daß Manuel seine Anwesenheit nicht ertragen würde. Aber daß er dies immer gemiedene Haus endlich einmal betrat, war nach ihrem eigenen Sinn und sie sagte: „Ja, komm mit!"

Es ging auf den Abend zu. Sie hatten gegen einen heftigen Nordwest anzukämpfen. Am Westhimmel stand eine schwarze Wolkenburg. Durch die Fugen des Gemäuers schielte gelb und giftig die Sonne. Hinter ihm lauerte der Sturm.

Als sie in den Vorgarten des Kantorhauses traten, flog Hilmar der Hut vom Kopf. Er lief ihm nach. „Der Wind will es nicht!" rief er, wie ein Junge. Es war ihm ein willkommenes Zeichen. „Ich geh' lieber an die See!" Und so winkten sie sich Lebewohl. Er stieg die Dünenhöhe hinan. Die Wolkenburg war ein Berg geworden, ein Vulkan. Rotes Feuer spie er, nach oben, nach rechts, nach links. Immer mehr Krater taten sich auf.

Böen stürzten sich über die See, das Wasser kochte in Wirbeln und Trichtern und sprang dann auf, brüllend, gequält, in zackige Wellen zerrissen.

Hilmar blickte übers Meer. Er war kein Seefahrer, aber soviel verstand er doch von Navigation, um zu erkennen, daß die Segeljacht da draußen, die jetzt hinter das Vorgebirge in den Windschutz wollte, ein höchst gewagtes Spiel trieb. Allerdings, da sie nicht rechtzeitig an Land gegangen war, blieb ihr kaum etwas anderes übrig.

Sie lief frech genug auf Tod und Teufel mit dem Vollzeug auf den Spieren. In der Schnelligkeit suchte sie das Heil.

Man sieht, daß eine Hand am Rohr ist, die ihre Sache versteht. Ob der Mann aber das Fahrwasser kennt? Da draußen die Sandbank — hier hat er sie noch dwars — aber bei dem Kurse — wenn er jetzt nicht mehr See hält, kommt er auf Legerwall.

Unwillkürlich reckt Hilmar den Arm, ihm ein Zeichen zu geben. Und er schreit in den Sturm. Aber er wird nicht gesehen, so wenig wie gehört — das Boot läuft seinen Kurs und rennt in sein Verderben.

Hilmar krümmt sich und stöhnt auf. Jetzt — er muß schlucken an dem Grauen — gestrandet — der Mast bricht leewärts über Bord — die Wellenmeute ist über dem hilflosen Leib des Fahrzeugs, würgt ihn ab und zerbricht ihm die Knochen.

Und die Menschen — der Tod sitzt ihnen an der Kehle.

Hilmar rennt am Strand entlang. Dahinten bringen Fischer ihr Boot ins Wasser. Natürlich hat man die Jacht da draußen längst gesehen und beobachtet. Die lange, gebückte Gestalt — ist das nicht der Fischkieper Soltmann? Und neben ihm — das weiße Haar — der Vater selbst, der Lotsenkommandeur —

Hier hinter einem Vorsprung kann die Brandung nicht so rasen. Sie kriegen das Fahrzeug klar. Eben als Hilmar herankeucht. „Nimm mich mit!"

„Kein Platz mehr, mein Jung'!" sagt der alte Herr. „Hol' noch Leute. Und Trossen und Leinen!"

Sie fahren. Ein bitterböses Werk. Aber der Himmel ist ihnen gut. Der Wind springt um. Geht nach Süden. Drückt die Wut der Wellen ab. Das Rettungsboot kann Segel setzen. Und nun gibt es glatte Arbeit. Die Meisterhand des Kommandeurs waltet wie in alten Tagen. Die Schiffbrüchigen sind geborgen, der Eigener des gestrandeten Fahrzeugs und ein Junge.

Geredet wird nicht viel. Der gerettete Bootsherr hat das gemeißelte Doggengesicht unverwandt auf sein verunglücktes Fahrzeug gerichtet. In den großen dunklen runden Augen ist schmerzliche Zärtlichkeit.

Nun sind sie an Land. „Darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen," sagt Rochus. „Trockenes auf den Leib und Warmes in den Leib."

„Wenn Sie die Güte haben wollen, des Jungen sich anzunehmen. Mir macht das nicht allzuviel. Und ich muß erst mein Boot da heraus haben. Jetzt bei dem Wind — bald

werden wir gar keinen mehr haben — kriegen wir es da herunter. Würden Sie mir freundlichst ein paar Leute verschaffen?" —

Das alles gefiel Rochus Menander. Der Fischkieper besorgte die Mannschaft für zwei Boote, die den gestrandeten Segler abschleppen sollten. Er selbst nahm den Jungen mit sich in die Fischmeisterei. „Ich darf Sie dann auch recht bald bei mir erwarten!" Damit verabschiedete er sich.

Immer mehr Leute fanden sich ein. Und jetzt kam auch Matilde, die den Heimweg über die Dünen genommen hatte. Hilmar ging ihr entgegen.

Sie sah den Fremden, der da vorn am Strande stand, der den letzten Vorbereitungen für die Bergungsarbeit zuschaute und meist die Blicke auf sein niedergebrochenes Fahrzeug da draußen legte.

Aufrecht stand er und unbeweglich. Er war in schwarzem Ölzeug, über das der letzte Abendsonnenschein hinstürzte. Wie ein eisernes Standbild, so ging es ihr durch den Sinn. Und das Bild prägte sich seltsam ihr ein, sie hätte nicht sagen können warum.

Klaus Ohlendiek, mit trockenen, warmen Kleidern angetan, saß bei Rochus in der Fischmeisterei.

„Es gibt keine Entschuldigung," sagte er. Auf der eckigen Stirn zuckte es und der Unterkiefer schob sich unwirsch vor. „Ich wußte natürlich von dem Riff — allerdings wollt' ich einen anderen Weg nehmen — eh' der Sturm mich zur Notlandung zwang — aber ich durfte mich eben über die Entfernung nicht täuschen! Wem sowas passiert —"

„Mein Verehrtester — das ist schon Leuten passiert, die älter und seebefahrener sind als Sie und ich. Soviel ich herausgehört habe, sind Sie nicht Seemann von Beruf —"

„Nein. Ich bin Musikant. Kapellmeister. Stamme aber aus alter Seemannsfamilie. Und bin von früh an auf dem Wasser gewesen —"

„Wie das immer so geht, hab' ich Ihren Namen überhört —"

„Ohlendiek."

„Mit einem Lorenz Ohlendiek bin ich einmal gefahren. Er war erster, ich zweiter Steuermann."

„Das kann mein Vater gewesen sein. Er hieß Lorenz."

Rochus betrachtete prüfend seinen Gast. „Selbstverständlich ist er es gewesen. Er sah aus wie Sie. Er lebt doch noch?"

„Nein, er ist tot."

„Er war mir so weit über in der Navigation — mein Neid hatte schuld, daß wir uns nicht näher kamen. So hab' ich eigentlich ein schlechtes Gewissen gegen ihn."

Klaus Ohlendiek nahm die Hand des Sprechenden und drückte sie fest. Seine schweren Augen leuchteten auf. „Ohne Sie wär' ich jetzt da, wo mein Vater ist." Rochus wehrte ab.

Besuch kam, Matilde und Hilmar. Sie wollte nach ihrem Vater sich umsehen, wie er die Anstrengung überstanden habe. Nun saßen sie zu vieren.

Hilmars Lebhaftigkeit führte das Wort. Regsam liebenswürdig fragte er nach dem gescheiterten Boot. Ein dankbarer Blick löste sich aus den dunklen Augenkugeln. Ohlendiek sprach ungelenk und ungern. Solche Teilnahme machte ihn mitteilsam.

Er war gewonnen von Hilmars Art. Die besondere Anziehungskraft offener, freundlicher, beweglicher und wohlgestalteter Menschen für die Verschlossenen, Herben und Unschönen kam hinzu. So sprach Ohlendiek, über sich selbst hinaus, von seinem alten Boot, das sein Freund sei, das eine Seele habe, das ein Kunstwerk sei und ein Instrument, auf dem man Kunst üben könne, auch sie eine Art Musik —

Es sei glücklicherweise nicht allzu schwer beschädigt. Morgen wollte er es nach Seedorf in die Bootswerft schaffen und dort wieder herstellen lassen.

Hilmar spürte, daß er für den Gast auf den ersten Blick etwas geworden war, und das steigerte seine eigene Empfindung für ihn. Und als die Rede darauf kam, daß Ohlendiek hierbleiben wolle — er habe eine Woche Urlaub — bis die Ausbesserung vollzogen sei, um das Boot dann selbst heimzuführen, da bat Hilmar ihn: „Wollen Sie uns nicht die Freude machen, Herr Kapellmeister, bei uns im Turmhaus zu wohnen?"

Als er das Wort Kapellmeister aussprach, ging es ihm auf, daß er dem Geladenen ein erlesenes Gastgeschenk zu bieten hatte: die Stimme seiner Frau.

Matilde sah in seinen Augen von der Betriebsamkeit seines Ehrgeizes etwas flackern. Es schlich ein Unbehagen über sie her, sie wußte nicht, was er im Sinn hatte, aber wie ein schrilles Warnungssignal durchschauerte es sie plötzlich und ihr Auge verdunkelte sich.

Sie fühlte einen fragenden Blick des Kapellmeisters, fühlte seine Augen leiblich über ihre Gesichtshaut hinstreichen, daß es ihr unheimlich ward. Aber sie schüttelte sich auf, es ward ihr klar, daß auch sie ein Wort an ihn zu richten hätte.

Er hatte schon seine Antwort auf die Einladung: „Sehr liebenswürdig, Herr Doktor. Aber ich muß in Seedorf sein. Die Arbeiten überwachen. Auch selbst mit Hand anlegen. Daß es fixer geht. Ich bin selbst so ein bißchen Schiffszimmermann."

Jetzt wandte sich Matilde zu ihm. „In Seedorf werden Sie schwer unterkommen —"

„Oh — irgendein Gelaß wird sich doch finden."

„Und Sie haben von hier ja nur die halbe Stunde Wegs."

Da blickte er ihr voll ins Gesicht und nahm die Einladung dankend an. So kam der Kapellmeister Klaus Ohlendiek ins Königsche Turmhaus.

Er arbeitete vom frühen Morgen auf der Bootswerft. Jeder ging unbekümmert um den anderen seinem Tagwerk nach. Am Abend saßen sie dann zu dreien oder zu vieren mit dem Ohm.

Klaus sprach nur kurz und spröde von sich selber. Soviel hatten sie erfahren, daß er in der großen Hansastadt zweiter Kapellmeister an der Oper war, daß er sich freute, vom Kulissenstaub hier in der See- und Landluft sich zu reinigen und die Nerven von dem Vibrieren des Tonlebens in dem tiefatmenden Gleichmut körperlichen Tuns sich breit und gemächlich ausschwingen zu lassen.

„Dann dürfen wir Sie wohl nicht an den Flügel bitten?" sagte Matilde.

„Ich bin gar nicht groß auf dem Klavier. Außerdem sitzt mir die Zimmermannsarbeit in den Gelenken. Aber wenn Sie wünschen —"

„Natürlich wünschen wir!" rief Hilmar. Matilde und der Ohm nickten lebhaft. Da setzte er sich an das Instrument.

„Soll es Beethoven sein?"

„Ja."

Er spielte die C-Dur-Sonate. Hart erschien Matilde der Anfang. Es war, als wenn ein Unwille die Töne fast von sich stieß. Zu rauh und ungestüm, zu brüchig nahm er den Oktavenaufstieg des Allegros. Nun aber, wie er die Brust in die Höhe der Hymnus-Akkorde hob, war seine Seele befreit. Nun schwebte sie und leuchtete hinein in die Schatten und Tiefen des Adagios, in den versonnenen Schmerz, die vergrabene Schwermut, die Sammlung, die Fassung, die Bändigung der brauenden Gewalten der Tiefe, das Sichhinaufsehnen zum Sternenlicht, zu dessen Herrlichkeit dann die jubelnde Erfüllung des Rondos sich emportrug.

Nicht virtuos war sein Spiel. Wäre es auch nicht gewesen, wenn nicht eben jetzt die harte Werkarbeit seinen Fingern dieses Ungefüge auferlegt hätte. Denn in seinem Wesen war nun mal nichts Virtuoses.

Sein Spiel war groß. Beethoven sprach, die Seele des Giganten offenbarte sich. Man wandelte mit ihr über die Welt.

Oft genug machten es dem Spielenden seine Hände nicht zu Dank, ein paarmal hieb er grimmig seitwärts. Aber er hatte nichts von dieser unleidlichen Manier der Vortragskünstler, die die eigene Person vor die Sache tragen. Die beileibe nicht dem Verdacht sich aussetzen wollen, als blieben ihre eigenen Mißgriffe ihnen verborgen. Die dazu mit der vorderen und hinteren Visage ihre Fratzen schneiden, die stöhnen und knurren und fluchen. Er ließ getrost, gefaßt, unbeirrbar, priesterlich seinem Dienste ergeben, alle Fehler, Schlacken, Scharten, Schwächen in die große ganze Auswirkung des Werkes aufgehen.

Hilmar lief begeistert durch die Stube. Keuchte Worte verzückten Lobes — griff dankbar Ohlendieks Hand.

Dann flammte es in ihm auf. „Oh — wenn Sie meine Frau einmal begleiten möchten!"

„Ich lerne noch," sagte sie hart. Das erschreckte, aufgestöberte und zornige Flackern in ihrem Auge konnte Klaus sich nicht deuten. Aber er fühlte, daß er sie nicht auffordern und sich ihr nicht anbieten durfte.

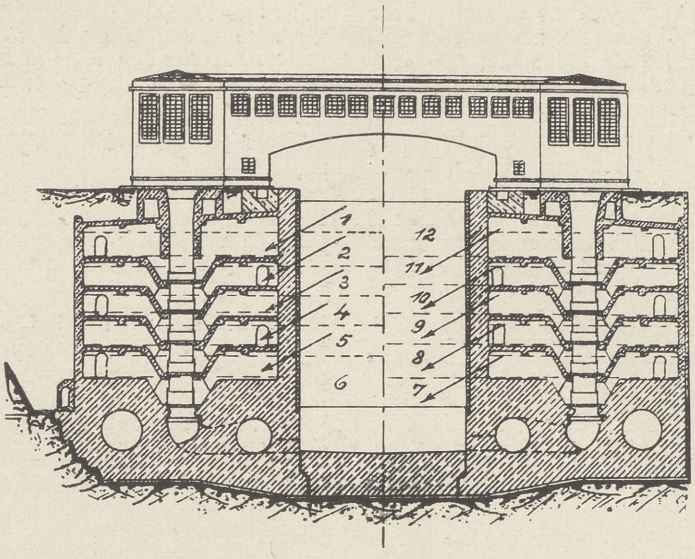
Auch Hilmar, durch ihren Ton getroffen, hielt sich jetzt zurück. Von ihrem Gesang war heute nicht mehr die Rede.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Die Schleusenanlage Anderten, die größte Binnenschleuse des Kontinents.

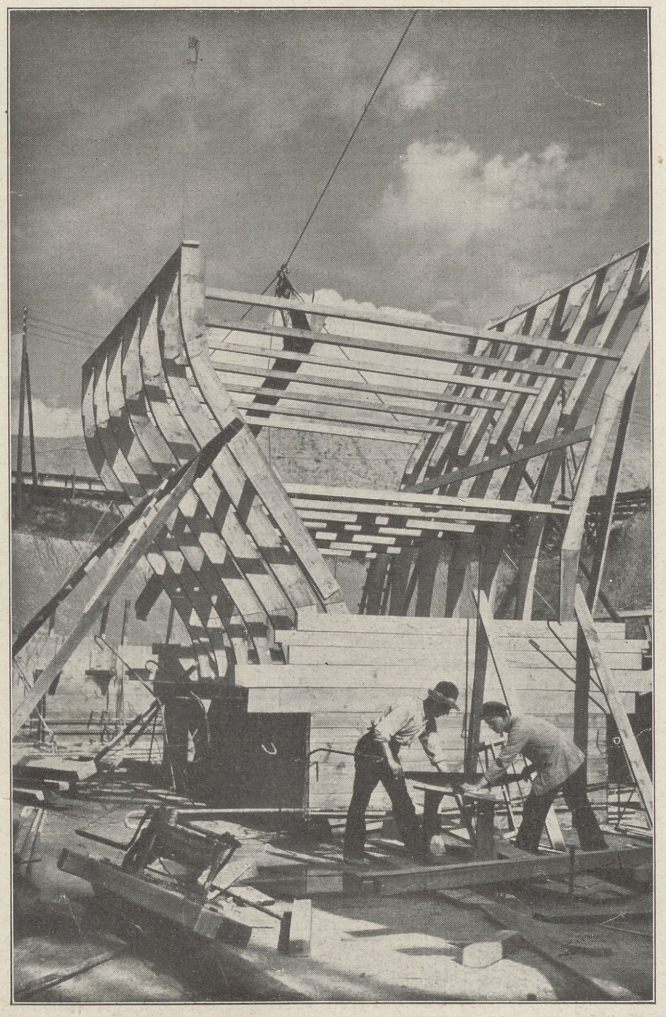
Der Mittellandkanal, der den deutschen Flüssen die von der Natur versagte Querverbindung vom Rhein bis zur Oder verschaffen soll, zweigt bei Bevergern vom Dortmund-Ems-Kanal ab, überschreitet bei Minden auf einer 320 Meter langen Brücke die Weser und setzt in einem kleineren Trog bei Seelze hoch über die Leine; dann schickt er vor Hannover einen Arm gen Südosten, zum Lindener Hafen, um plötzlich bei Misburg, den bekannten Portland-Zementfabriken gegenüber, seit dem Sommer 1916 vor einem schwierigen Hindernis haltzumachen: das Gelände steigt derart an, daß die anschließende Kanalhaltung, die als 30 Kilometer lange Teilstrecke bis Schwicheldt bei Peine einschließlich eines Hildesheimer Zweigkanals gleich nach dem Kriege als Notstandsarbeit begonnen und inzwischen fertiggestellt worden ist, 15 Meter höher geführt werden muß. Zur Überwindung dieser Staustufe ist die Schleusenanlage Anderten, wenige Kilometer östlich der Stadt Hannover, ebenfalls seit dem Jahre 1919 im Bau und wird im Laufe dieses Jahres für die Schiffahrt geöffnet werden.

Für den Entwurf kam (das vorliegende Projekt eines Schiffshebewerkes mit einem eisernen Trog von nur 145 Meter nutzbarer Länge wurde gleich fallen gelassen) von vornherein nur eine Doppelschleuse nach dem Vorbild der Mindener Schachtschleuse in Frage, und zwar als Doppelschleppzugschleuse. Jede der beiden Kammern sollte bei einer nutzbaren Länge von 225 Meter, einer Breite von 12 Meter und einer Drempeltiefe von 3 Meter — ganze Tiefe unter Oberwasser also 18 Meter — einen Schlepper mit 3 Kähnen von je 600 t Ladefähigkeit oder einen solchen mit 2 Kähnen von 1000 t fassen. Als Höchstleistung eines 16stündigen Betriebes wurden für jede Kammer mindestens 20 Doppelschleusungen errechnet, so daß bei 270 Betriebstagen und unter Annahme einer Ausnutzung der 2000 t Ladefähigkeit mit 60 Prozent — volle Hinfracht, 1/5 Rückfracht — beide Kammern zusammen 18,1 Millionen t befördern können, wenn der Betrieb nach beiden Richtungen gleich stark ist oder, wie man sagt, „volle Kreuzungen" hat. Dagegen würde die Leistungsfähigkeit im ungünstigsten Falle, also wenn der gesamte Verkehr nur nach einer Richtung ginge, immer noch 13,6 Millionen betragen.

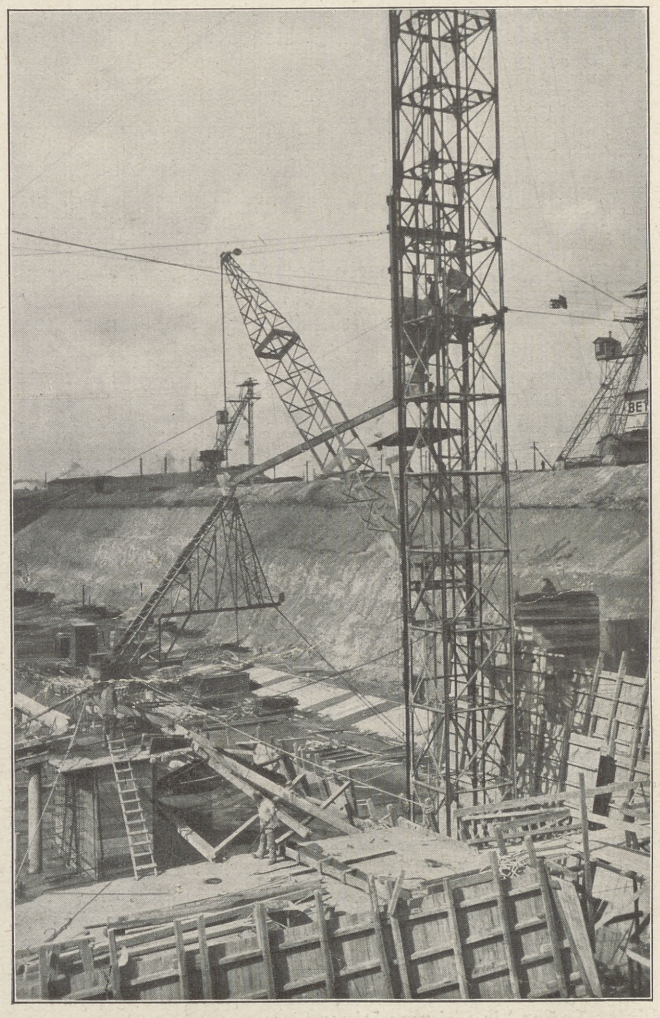


Querschnitt durch eine der beiden Schleusen am Ventilschacht: Wasserbewegung beim (links) Leeren und (rechts) Füllen der Schleusenkammer. (1 bis 5 werden aufgespeichert, 6 fließt nach dem Unterwasser ab. — 7 bis 11 werden den Sparkammern entnommen, 12 fließt dem Oberwasser zu.)

Nachdem für die Speisung der Scheitelhaltung des Mittellandkanals die Heranziehung der Harzgewässer zweifelhaft geworden war, blieb nur eine Lösung übrig: den gesamten Wasserverbrauch in Anderten in die obere Kanalhaltung zurückzubefördern. Allein bei einem Fassungsvermögen von 42 000 cbm für die Kammer würden ungeheure Wassermengen in Frage kommen und das Pumpwerk müßte derartige Dimensionen erhalten, daß die Wirtschaftlichkeit der

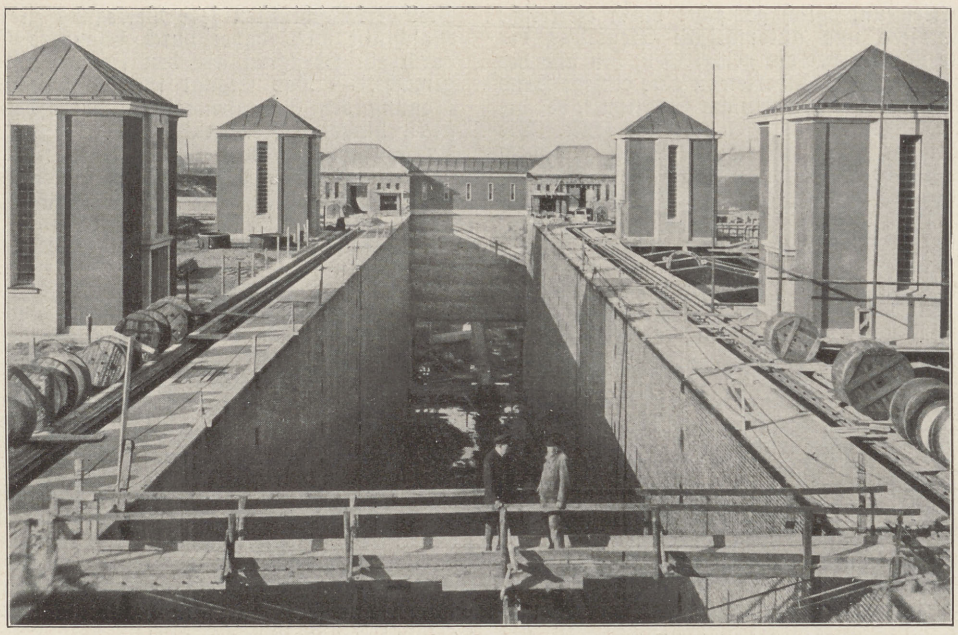


Verschalung eines Abfallschachtes für das Oberwasser am Oberhaupt.



56 m hoher Gießturm beim Bau des Oberhauptes.

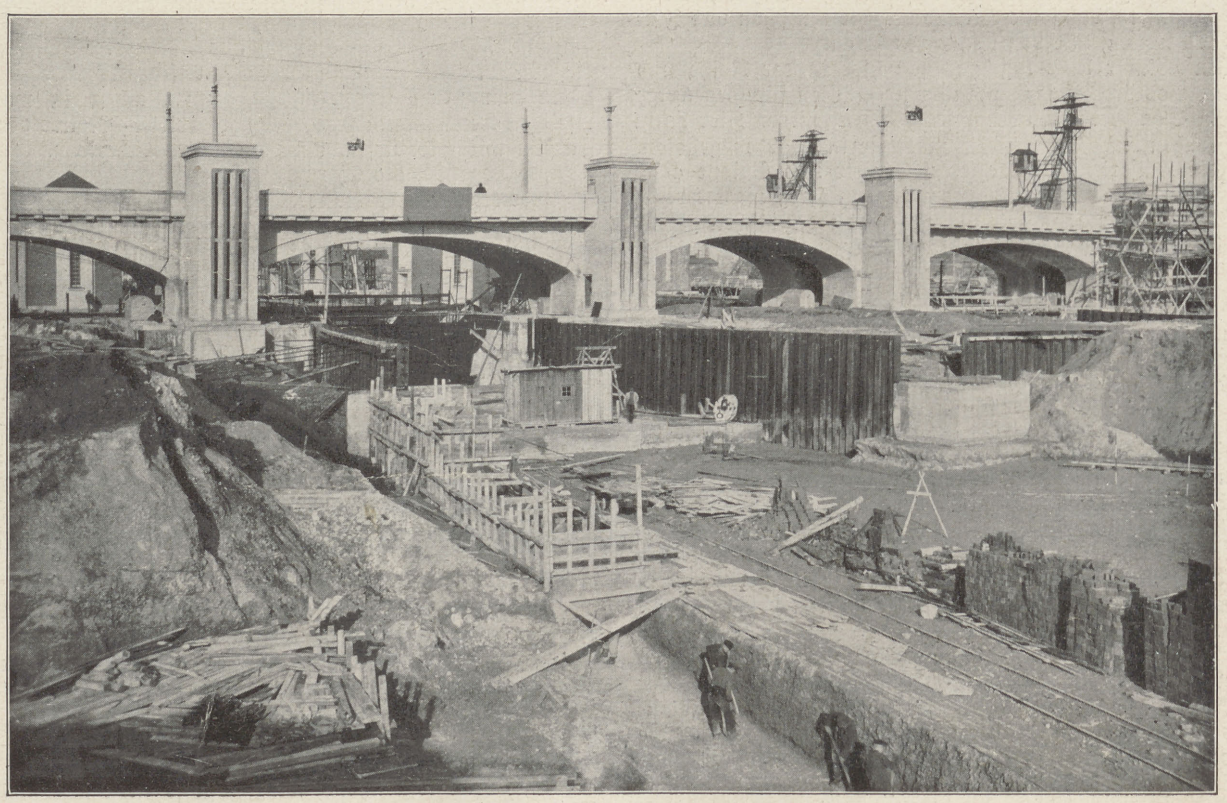
ganzen Anlage dabei verloren gehen würde. Als einzige Möglichkeit war daher die Anordnung von Sparbecken gegeben — zur Verminderung des Wasserverbrauchs. Und zwar entschied man sich für verdeckte Sparbecken, die zu beiden Seiten jeder unabhängig voneinander arbeitenden Schleusenkammer in fünf Stockwerken übereinander angeordnet wurden. Gerade diese mächtigen Wasserspeicher, die mit je 50 Sparbecken hier wie dort 31 500 cbm Wasser beim Aufwärtsschleusen aufspeichern und beim Abwärtsschleusen wieder der Kammer zuführen, dazu die riesigen Umläufe und Ventilschächte und der ganze komplizierte Schalt- und Steuerapparat machen die Doppelschachtschleuse Anderten zur größten und technisch jedenfalls interessantesten Binnenschleuse des Kontinents. — Für den Bau mußte zunächst eine 260 Meter lange, 100 Meter breite und 18 Meter tiefe Baugrube ausgeschachtet werden. Keine Kleinigkeit, weil dabei an die 600 000 cbm harter Mergelfels bewegt worden sind. Für die Zubringung der Baustoffe — es handelt sich im ganzen um die Herstellung von 250 000 cbm Beton und die Verbauung von 10 000 t Eisen — überspannen 2 Kabelkräne, deren Türme sich gegenüber auf Schienen rollen, in einer Weite von 200 Meter die Baugrube. Außerdem wurde beim Bau der beiden Oberhäupter nach amerikanischem Muster ein 56 Meter hoher Gießturm aufgestellt, der den flüssigen Beton in Kübeln elektrisch in die Höhe befördert und dann in geneigten Rinnen der jeweiligen Verbauungsstelle direkt zuleitete. Nachdem das Fundament der Schleuse, äußerst stark mit Eisen bewehrt und auf jeder Seite der Kammer von einem mächtigen, 2,6 Meter im Durchmesser fassenden Umlauf der ganzen Schleusenlänge nach durchzogen, gegründet war, bauten sich bei der West-, später bei der Ostschleuse langsam zwischen Ober- und Unterhaupt die Sparkammern auf, je fünf hintereinander und übereinander, und die dicken Umfassungswände kreuzweis und doppelt bewehrt. Gleichzeitig begann man am Oberhaupt die Brücke für die Straßenbahn und Chaussee Anderten — Höver und am Unterhaupt eine solche für eine Parallelstraße zu spannen. — Besondere Schwierigkeit bereitete die Anordnung der Einlaufschächte für das Oberwasser, weil bei dem hohen Schleusengefälle von 15 Meter nach Möglichkeit die Bildung von Wirbeln und das Mitsaugen von Luft vermieden werden mußten, die andernfalls unliebsame Zerstörungen, namentlich an den Sparkammerventilen verursachen würden. Eingehende Versuche am Modell haben dann ergeben, daß die Einlaufschächte am zweckmäßigsten von der Sohle der Tornische aus senkrecht bis zur Tiefe der Kammersohle hinabgehen, wo sie sich dann in die beiden Umläufe teilen.



Die Schiffskammer am Unterhaupt, in der Mitte die Schiffseinfahrt (Westschleuse).

Als Verschlüsse der Schleusenkammer dienen am Unterhaupt ein Hubtor im Gewicht von 78 t, am Oberhaupt hingegen ein Klapptor, beide elektrisch angetrieben. Die Hubzeit beträgt am Untertor, das an 6 Drahtseilen mit Gegengewichten hängt, 75 Sekunden, beim Klapptor aber nur den dritten Teil. Bei Handbedienung, die natürlich nur als äußerster Notfall anzusehen ist, benötigen hier 2 Mann 7 Minuten, während dort 4 Mann eine volle Stunde brauchen würden.

Die sämtlichen Antriebe einer jeden Schleuse — es gehören dazu außer den Triebwerken für die Tore noch diejenigen für die Einlauf- und Umlaufschütze sowie für die Sparkammerventile — werden zentral von einer Bedienungsbrücke, dem Schleusenstellwerk aus elektrisch gesteuert. Im Gegensatz zu Minden ist eine fehlerhafte Bedienung der



Bau der Schiffseinfahrt von der Oberhauptbrücke.

Schleusen zu Anderten unmöglich gemacht: durch elektrische Blockung aller Antriebe und automatische Steuerung der Ventile. Aber alle Macht über die gewaltigen, hin und her flutenden Wassermengen ist in Anderten in eine einzige Hand gegeben, in die des Steuermaschinisten am Schaltpult, der die vielen Kräfte mit wenigen Handgriffen mühelos lenkt. Die Anweisungen erhält der Maschinist im Stellwerk von dem Schleusenmeister. Dieser begleitet die durchzuschleusenden Fahrzeuge auf der Plattform; er gibt z. B. bei einer Bergschleusung von einem der beiden parallel geschalteten Befehlsstände am Unterhaupt dem im Vorhafen wartenden Schleppzug das Einfahrsignal, befiehlt dem Maschinisten die Schließung des Tores und den Beginn der Schleusung. Während die Kammer sich füllt und der Schleppzug mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 2 cm in der Sekunde oder 1,25 Meter in der Minute gehoben wird, — für die 15 Meter hohe Stufe werden also 12 Minuten benötigt, — geht der Schleusenmeister zum Oberhaupt, um von dort die Öffnung des Obertores und die Ausfahrt anzuordnen; er hat daher stets die genaue Lage der Schiffe vor Augen, um irgendwelche Beschädigungen verhindern zu können. In den Befehlsständen befinden sich außer Maschinentelegraph, Lautfernsprecher nach dem Stellwerk sowie Steuerschalter für das Einfahrsignal noch Fernzeiger für die Wasserstände der Schleusenkammer wie der beiden Kanalhaltungen.

Eine weitere wichtige Neuerung, die gerade bei den großen Ausmaßen und den weiten Wegen von besonderer Bedeutung, ist der Gefahrschalter: in den Befehlsständen, am Schaltpult und in sämtlichen Ventiltriebhäusern werden Druckknöpfe eingebaut; durch Betätigung während der Schleusung schließen sich gerade offene oder aufgehende Sparkammerventile und Umlaufschütze; befindet sich ein Tor in Bewegung, so wird es augenblicklich stillgesetzt. Bei drohender Gefahr hat daher der Schleusenmeister, der etwa zwischen den beiden Häuptern unterwegs ist, die Möglichkeit, ohne Zutun des Stellwerkmaschinisten jede Bewegung zu unterbrechen. Der Maschinist wird dabei durch besondere Signallampen und durch ein Hörsignal auf den fremden Eingriff aufmerksam gemacht. — Das Signal für die Einfahrt wird auf Anordnung des Schleusenmeisters durch den Maschinisten gestellt, hingegen steuern die Tortriebwerke automatisch das Ausfahrsignal. Formzeichen werden nicht mehr angewandt, sondern es sind in beiden Fällen Tageslichtsignale, die selbst bei grellem Sonnenschein, z. B. für die Einfahrt auf 800 Meter vom Vorhafen aus, sicher erkennbar sind.

Während Dreiviertel des Inhaltes einer jeden Schleusenkammer in den riesigen Sparbecken aufgespeichert wird, fließen stark 10 000 cbm Wasser bei jeder Doppelschleusung dem Unterwasser zu. Diesen hohen Wasserverbrauch der oberen Kanalhaltung wieder zu ersetzen, ist die Aufgabe des Turbinenpumpwerkes, das in einem selbständigen Gebäude am Unterhaupt untergebracht ist. Die 7 Pumpen sind in der Lage, in der Sekunde 10 cbm, das sind in der Stunde 36 000 cbm Wasser, in mächtigen Druckrohren über 15 Meter hoch und dann in einen offenen Graben zu pumpen, der um die ganze Schleuse herum zum Oberwasser leitet.

Die Kosten für die gesamte Schleusenanlage Anderten einschließlich der Vorhäfen belaufen sich auf rund 18 Millionen Mark. Die Inbetriebnahme der Westschleuse und gleichzeitig damit der Verkehr auf der Peiner und Hildesheimer Strecke wird zum 1. Mai ds. Js. erfolgen. Dagegen ist die Ostschleuse ungefähr ein halbes Jahr im Bau zurück, weil ursprünglich nur zum Teil, später aber aus Gründen der Betriebssicherheit dennoch ganz in Angriff genommen.

Der Weiterbau des Mittellandkanals bis zur Elbe und der Anschluß an das märkische Kanalnetz wird noch fünf Jahre erfordern. Und ein neues Meisterstück der Technik wird hier entstehen durch die Überführung des Kanals über die Elbe und das Elbvorland auf einer 800 Meter langen Brücke.

Hans Pusen.

Trauer um Anneliese. Von Karl Demmel.

Der Februar fegte seinen Schnee durchs schlesische Land. Die Dächer der Stadt Neisse standen starr vor Frost, standen still wie die Grenadiere in der Front, die der König von Preußen befehligte. Und so war das Jahr hart, das Brot teuer, denn der Krieg ist zeitlebens ein furchtbares Handwerk gewesen, das die Seelen der Daheimgebliebenen quälte, ihre Habe reduzierte, ein Handwerk, dazu geschaffen, durch eine Kartätschenkugel niederzureißen, was jahrhundertealter Fleiß errichtet.

Schlachtenmusik! Musik, die der Leopold von Anhalt-Dessau trotz der fast siebzig, die er mit sich schleppte, immer wieder gern Dacapo hörte. Haudegen durch und durch! Gewalt vor Recht manchmal — und dennoch wieder ein einfaches, gläubiges Kinderherz, dieser Fürst Leopold, dieser „Alte Dessauer", den seine Grenadiere, die ihn schon von Italien her kannten, wie den Mars verehrten.

Den Winter über lag man fest hier in der Reihe und wartete, was die bildschöne Kaiserin in Wien für Gegenzüge auf dem Schachbrett des Kampfes machen würde. Hier hatte der Preußenkönig der feindlichen Kaiserin „garde" geboten. Aber die Kaiserin schickte allerlei Späher und Spione aus: Sie wollte den brandenburgischen jungen Fritz matt haben.

Aber da war der „Alte Dessauer" mit dazwischen gepoltert; in Breslau war der König als Sieger eingezogen. War sogar galant und tanzte auf der Siegesfeier mit den vornehmsten und schönsten Ladies der großen ehemaligen Piastenstadt an der Oder. Der Österreicher war hinausgeworfen aus Schlesien. Im Hauptquartier zu Neisse war ein Kommen und Gehen der Offiziere, Diplomaten und Ordonnanzen. Fürst Leopold warf sich auf seinem Diwan herum. Die Sporen der Feldstiefel stachen spitz in das Polster. Die Zimmerwände seines Domizils hatte der Dessauer mit Landkarten benagelt. Grobe Striche waren darin gezeichnet, die die Angriffskolonnen seiner Stockschwerebrettgrenadiere bedeuteten. Die Perücke mit dem schwarzbebänderten Zopf lag unordentlich auf dem Tisch neben dem Kerzenleuchter. Da hing auch der Degen, der schon manches Blatt Lorbeer vom Siegesbaum abgeschlagen hatte. Draußen lag hoher Schnee. Eine ungemütliche Winterstimmung. Daheim in Dessau saß seine Anneliese mit den Kindern und lenkte das Wohl des kleinen Fürstentums nach bestem Wissen und Ermessen. Der anhaltische Feldmarschall hielt jetzt anstatt des Marschallstabes eine kleine Rute in der Hand und traktierte damit die Wand: „Verfluchte Kiste, diese Langeweile, dieses Winterkampieren!" Der Kammerdiener sprang herein: „Haben Durchlaucht etwas befohlen?" „Biste verrückt, Mensch. Jeht naus!" Durchlaucht wetterte am liebsten im Jargon seiner Residenz. Das paßte zu ihm, er wollte ja um Himmels willen nichts anderes, als eben der Dessauer sein: Der Diener dienerte zur Tür: „Na habbe dich man niche, dummes Luder!"

Der Fürst sprang auf, trat zum Fenster und sah unten eine Haubitzenkolonne des großen Königs vorbeistuckern: „Wenn die schießen, Marie-Thereschen, dann wackelt der ganze Thron." Leopold stülpte seine Perücke über und wollte nach Moritz sehen, der nebenan krank lag. Sein Moritz, sein lieber Sohn. Und Maximilian war dem Vater auch mit nach Schlesien gefolgt. Der Fürst wollte soeben die Tür des Nebenzimmers öffnen, als sich der Adjutant des Dessauers, Leutnant von Bülow, melden ließ, den Dreispitz weit von sich weg hielt und mit gespreizten Beinen dastand. „Was gibt's, Bülow?" „Kurier aus Dessau bittet um Vorlassung zu Seiner Durchlaucht!" „Was, Kurier aus Dessau? Kurier aus Dessau? Was ist denn in Dessau so Eiliges los? Anneliese, wenn du mich en Schreck injagst, denn.. ach so, ja, man rin mit dem Kerl." Bald stand der heißgerittene Reiter vor dem Fürsten und gab diesem ein versiegeltes Schreiben.

„Rausgehen, bis ich rufe!"

Der Kurier verschwand. Der Fürst entfaltete das Schreiben, das der Hofmarschall als dringend eilig befohlen hatte. Ihre Durchlaucht, die Fürstin Anneliese, war an einem schweren Brustleiden erkrankt. Der Leibarzt hatte ein Bulletin beigefügt, das schwere Sorge verriet.

Fürst Leopold saß starr, las das Konsent immer und immer wieder, warf sich in einen Sessel, der am Kamin stand. Zog seine Stirne in Falten. Riß die Perücke wieder vom Scheitel: „Verdammter Plunder!" Seine Seele wurde ängstlich wie ein gehetztes Kind. Bald stand er wieder auf und lief mit klirrenden Sporenstiefeln im Zimmer umher. „Bülow!"

Der Adjutant stand gleich in der Tür. „Euer Durchlaucht zu Diensten!" „Ja, was ich sagen wollte, was ich sagen wollte — nee, nee, nischt will ich sagen, Pferde satteln. Wir müssen nach Dessau! Es pressiert."

Bülow stürzte fast die Treppe hinunter, gab dem Stallburschen eiligsten Auftrag, daß er zwei Pferde satteln solle.

Prinz Maximilian kam indessen in des Vaters Zimmer. Er sah ihn verweint sitzen, hatte den zusammengeknitterten Brief vor sich auf dem Tische liegen: „Was ist los, Herr Vater?"

Der Fürst reichte nur wortlos den Brief.

„Ich reite sogleich ab, Max, will sehen, wie es mit der Mutter geht."

Bildnis. Gemälde von Hans Ludwig Fischer-Nienburg
(Aus der Münchener Kunstausstellung 1927 im Glaspalast)

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist verboten

Stadt
Bücherei
Elbing

„Erlaube mir aber zu bemerken, daß der Herr Vater noch keinen Urlaub vom König erhielt."

„Urlaub? Wenn deine Mutter auf dem letzten liegt, dann noch Urlaub? Aber du magst recht haben, Max, ein Soldat, auch der Marschall, darf nicht weg vom Heer, ohne daß es der höhere General weiß. Das ist mein König. Da bist du wieder ganz und gar Soldat, mein Sohn. Komm her, mein Junge."

Gerührt schloß er den schlanken Prinzen in seine Arme, des Fürsten Augen tränten versteckt. „Wissen Sie, Herr Vater, ich werde Herrn von Schmettau ersuchen, eine eilige Stafette nach Berlin senden zu lassen."

„Zu dem gehst du nicht, verstanden? Es wird nicht zum Schmettau gegangen, lieber mag ganz Dessau die Hölle fressen!"

Der Prinz verabschiedete sich und ging nebenan zum Krankenbett des Bruders. „Sag's ihm schonend, Max, du weißt, wie malade er ist."

Prinz Max nickte stumm und ging zum Bruder hinein, setzte sich zu ihm ans Bett. Der Fürst tappte schweren Schrittes die Treppe hinunter zum Stall. Heute sah er nicht darauf, wie die Wache haltenden Grenadiere das Gewehr hielten. Ging zum Stall hinein, wo Leutnant von Bülow den Pferdeburschen immer schneller anfeuerte. Ein Gaul stand schon gesattelt: „Nichts mehr zurechtmachen, Bülow. Ich bleibe hier!" Dann ging er wieder zurück in sein Zimmer, legte sich auf den Diwan und dachte an Anneliese . . .

Der Kammerdiener klopfte wieder erregt: „Durchlaucht, Durchlaucht, wieder ein Kurier aus Dessau!"

Der Fürst wollte erst nichts hören. „Schick doch den Kerl gleich rin, du langweiliges Aas!"

Zögernd nahm Leopold den zweiten Brief aus den Händen des Boten. In dessen Mienen stand Trauer zu lesen. Riß das Siegel auf. „Weggehen, warten!" — Der Kurier trat ab. Leopold sank bleich zurück. Nun stürzten ihm die Tränen aus den Augen wie ein klarer Waldquell: „Ist tot . . . meine Anneliese, Anneliese . . . du bist tot?

Es ist nicht wahr. Ihr Bande belügt mich ja alle."

Wie ein Kind weinte des Königs Marschall. Draußen schneite es jetzt.

„Und so weit von Hause. Wäre ich doch nicht weggegangen." Er riß sich den blaubetreßten Rock auf und küßte das Medaillon der Fürstin. Prinz Max hörte drinnen auf. Da brachte es der Fürst nicht mehr länger über sich, er riß wie ein Wilder die Tür des Krankenzimmers auf, stürzte auf Moritz' Bett zu und schluchzte in das Federbett: „Jungens, der Deiwel hat eure Mutter geholt."

Es wurde still hier wie im Todeszimmer zu Dessau. Prinz Moritz drehte sich auf die andere Seite und zerdrückte die Tränen. Prinz Max stellte sich an das Fenster, las den zweiten Brief und starrte in das Flockengewimmel. Dann wandte er sich an seinen Vater, nahm seine Hand: „Ihr Sohn spricht sein tiefstes Beileid aus."

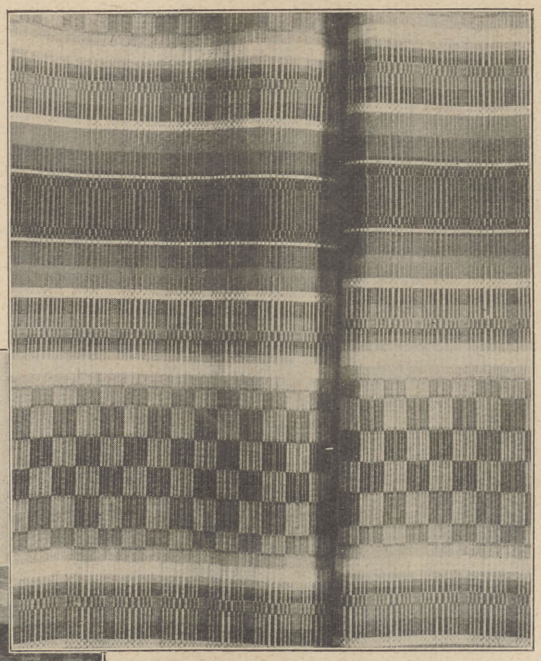
„Die arme Mutter!" jammerte Prinz Moritz.

Der Fürst hörte nichts von allem; stand wieder auf und ging in sein Zimmer zurück, brannte zur Trauer die Kerze an, die dicke Wachsträne vergoß. „Warum ist auch der Krieg noch nicht aus!" Er faltete die Hände zum stillen Gebet: „Sie war ein braves Weib, meine Anneliese, du lieber Herrgott im Himmel, gib ihr Frieden, gib ihr ein Ausruhen nach ihrem schweren Leiden. Sie hat's verdient." Es klopfte wieder draußen an der Tür. Der Fürst hörte nichts, wollte nichts hören von allen anderen Menschen. Da kollerte der Kirchturm die fünfte Nachmittagsstunde über das schlesische Städtchen. Die Kerze war längst heruntergebrannt. Der Sieger von Cassano klagte in die Nacht . . .

Kurze Stunden eines Wiedersehens!
Welche Welten innigen Verstehens
Lassen sich in Stunden pressen, pressen!
Zum Beseligtsein, zum Nievergessen. F. S.

Ein kunstgewerblicher Betrieb auf dem Lande.

Als man wieder begann, den Wert der Handarbeit gegenüber der maschinellen Herstellung zu schätzen, war man sich gleich darüber klar, daß sich die Zeit nicht einfach zurückstellen ließ. Die Epoche, der die Maschinenarbeit ihr Zeichen aufgedrückt hatte, ließ sich nicht überspringen. Die Arbeit wieder wie in früheren Zeiten den Heimarbeitern anzuvertrauen, sie in der vormals gebräuchlichen Weise schaffen zu lassen, hätte bei allen Beteiligten, Produzenten und Konsumenten, zu Unzufriedenheit geführt. Es galt nicht allein, die als Volksgut fast verloren gegangenen Techniken neu zu beleben, es galt vielmehr, das Herzustellende modernen Ansprüchen anzupassen. Auf dem Gebiete der Weberei haben vielfache Versuche zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt, aber die meisten, auf Neubelebung der Handweberei hinzielenden Bestrebungen leiden an der Starre der als gültig erkannten Einstellung. Man hat alte Bauernmuster ausgegraben, eine neue Generation von Handwebern

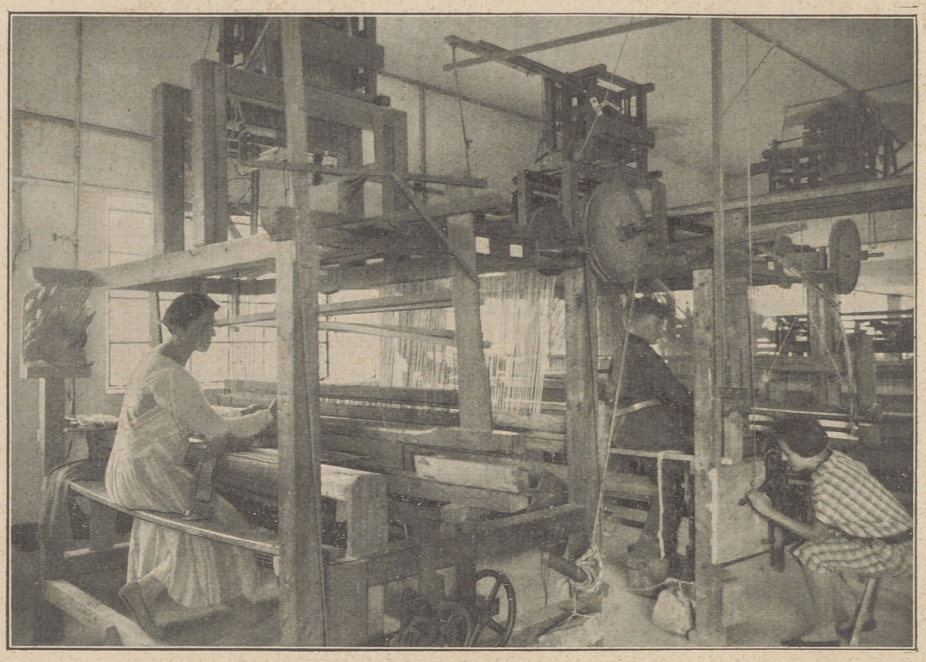


Decke „Sula" aus der Handweberei Sigmund von Weech, München.

Mittagspause in Bäck am Hof.

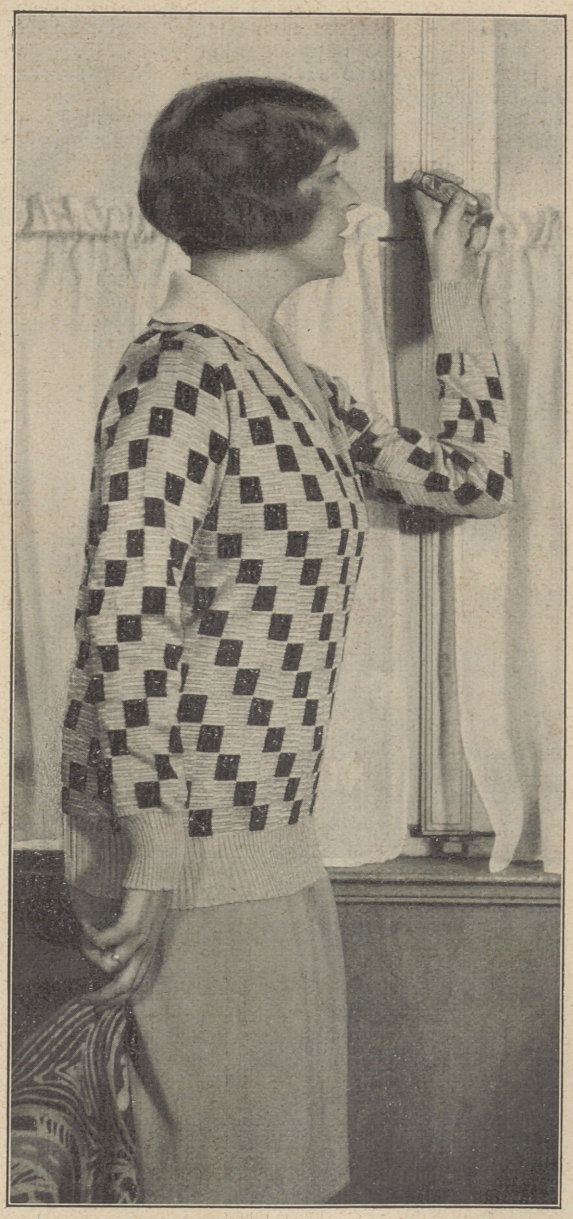
herangebildet und begnügt sich mit den Erfolgen, die den meist sehr schönen Arbeiten zuteil werden. Auf gleicher Basis hat auch die bayerische Handweberei Sigmund von Weech ihren Betrieb begonnen. Aber an der Spitze dieses Unternehmens steht neben dem Gründer, dem bekannten Kunstgewerbler, eine Frau mit sehr hellen und sehr jungen Augen. Es ist das Verdienst dieser Frau, die Werkstätten dauernd nach dem Bedarf der Zeit umstellen zu können, sie sowohl in ihren Leistungen, wie in ihrer inneren Organisation ständig auszubauen. Waren es anfangs nur derbe Bauernstoffe, konnte man bald zu schwierigeren Aufgaben schreiten. Aus Faltenröcken und Dirndlkleid wurde das anspruchsvollere und elegantere Gewand der Dame, wenn auch die Stoffe im Charakter mehr zum individuellen Eigenkleid paßten. Heute sind sie jedoch schon so schmiegsam und in den Mustern nach dem allgemein geltenden Tagesgeschmack gehalten, daß sie auch für das weich fließende modische Kleid Verwendung finden können. Während man sich anfangs ganz auf die Kleiderstoffe beschränkte, hat sich die Handweberei mehr und mehr den Dekorationsstoffen zugewandt. Und das ist keine zufällige oder willkürliche Wandlung. Sport, wachsendes Luft- und Lichtbedürfnis einer sich aus einengendem Zwang befreienden Generation verlangen von den Räumen, die zum Wohnen hergerichtet werden, etwas anderes, als das, was man bisher behaglich und wohnlich nannte. Die strengen, herben Muster der handgewebten Vorhänge, Decken, Kissen oder Bespannungen, ihre frischen Farben passen in helle und luftdurchzogene Räume. Die Indanthrenfärbung, die Sonne und Wassereinflüsse nicht verändert, trägt auch viel zur Neubelebung der Stoffdekoration in Wohnräumen bei. Dazu kommt die Neigung, heute die Zimmer nicht mehr mit zusammenpassenden Garnituren zu füllen, sondern Einzelstücke zu verwenden. Die Eigenart der maschinengewebten Stoffe bringt es mit sich, daß bei der Herstellung nicht auf jeden kleinsten Wunsch eines Käufers eingegangen werden kann, wie bei den handgewebten. Hier kann Länge und Farbenstellung, Material und Muster ganz nach persönlicher Einstellung gewählt werden, ohne daß die Anfertigung unrationell wird. Gerade bei den so eigenwilligen Raumaufteilungen moderner Wohnbauten kommen diese Vorteile zur Geltung. Bei dieser persönlichen Beratung des Käufers wirkt sich die besondere Organisation des Weechschen Betriebes in vorteilhafterer Weise aus. Der Künstler, der entwirft, ist nämlich zugleich auch handwerklicher Hersteller. Diese Zusammenfassung in eine Person hat sich auch erst im Laufe der Entwicklung ergeben. Anfangs arbeiteten beschäftigungslose Industriearbeiter, die zu Handwebern herangebildet waren, im Betriebe. Nachdem aber die schweren wirtschaftlichen Schädigungen des Krieges und der Inflationsjahre nach und nach zu verschwinden beginnen, konnten diese Arbeiter von ihren ursprünglichen Gewerben wieder aufgenommen werden, während eine in Kunstschulen herangezogene Generation von jungen Kunstgewerblern und Kunstgewerblerinnen untätig verharrte. Diese in den Textilklassen der Kunstgewerbeschulen gründlich vorgebildeten jungen Kräfte sind jetzt in den Werkstätten beschäftigt und dürfen die schöpferische Freude am eigenen Entwurf mit der Durchführung ihrer Ideen und der rein handwerklichen Herstellung der Ware verbinden, ohne daß die Hemmungen einer maschinellen Fabrikation sie behindern. Diese jungen Menschen, aufgewachsen in den Ideen der Jugendbewegung, empfinden die bevorzugte Lage des zur Weberei umgebauten bäuerlichen Anwesens „Bäck am Hof" als einen ihre Arbeitslust wesentlich fördernden Faktor. Die herrliche Umgebung, die wundervolle Luft und die weitaus günstigeren Lebensbedingungen machen das alte Bauernhaus zu einer idealen Arbeitsstätte. Ein Blick auf das frohe Lager im Grünen während der Mittagspause zeigt, daß hier die Lösung einer Seite der sozialen Frage schon recht nahe gerückt ist. Zwischen den benachbarten Grundbesitzern und den jungen Künstlern herrscht friedliches Einvernehmen.

Frida Spandow.



Blick in den Webfaal.

Wandbehang, Polsterstoffe und Kissenhüllen der Handweberei S. von Weech, München.



Sommerlicher Strick-Jumper mit blauen und roten Karos auf sandfarbenem Grund. Kragen offen und geschlossen zu tragen. Modell: Max Kühl. Aufnahme: Hanni Schwarze, Berlin.

Getupft und kariert.

Beides ist große Mode. Aber die Tupfen haben den Sieg über die Kreuzworträtsel-Karos davongetragen. Tupfen sind Trumpf, die Textilindustrie greift eiligst nach dem beliebten Muster und beschert es ihren Kundinnen in allen Farbtönen und Farbgegensätzen; sie stellt schwarz auf weiß und weiß auf schwarz, sie malt gelb in lila und fleischfarben in blau, sie sucht und findet Farbzusammenklänge von wirklichem Geschmack. Und doch, es muß gewarnt werden, denn die Tupfen können eine Gefahr für die Trägerin sein: sie sind sehr auffallend, sie betonen jede Körperlinie, sie bauschen den rundlichen Körper auf, sie machen starke Arme stärker. Daraus ergibt sich ohne weiteres: sie sind eigentlich ein Vorrecht der Jugend. Ferner: sie sind nur zu bestimmter Tageszeit tragbar; das Nachmittagskleid — vor allem für Garten und Promenade sollen sie schmücken; sie schmücken es aber nur, wenn ihr Farbton zu Haut und Haar gut abgepaßt ist und wenn Hut und Strümpfe im Einklang zu ihnen stehen. Da wird es mit dem Hut stets seine besonderen Schwierigkeiten haben. In Summa: Die Tupfen sind große und hübsche Mode — aber sie bringen auch manche Qual. 3.

Etwas von der Farmküche.

Von einer südwestafrikanischen Farmersfrau.

Es würde wohl manche deutsche Hausfrau, durch Gasherd und elektrischen Kochtopf verwöhnt, erstaunt und hilflos sein, wenn sie sich plötzlich in die „Küche" einer Farm versetzt fände, besonders wenn die Farm erst im Entstehen begriffen ist, das ganze Wohnhaus aus einem Zelt oder Hartebeesthaus und die „Küche" nur aus dem Schatten eines Baumes besteht, wo ihr unter dem Dreifuß hervor der beizende Rauch des Holzfeuers in die Augen steigt. Es war wirklich nur dieser verwünschte Rauch, der mir bei meinen Kochanfängen viel Neckerei eingetragen hat, denn ein kleiner Freund hatte auf die Frage nach meinem Ergehen geantwortet: „Tante steht in der Küche und heult."

Nach und nach entsteht dann aus einem Windschutz für das Holzfeuer eine Hütte — bis dann der junge Farmer soviel Lehmziegel fertig hat, um ein richtiges Wohnhaus, vor allem Vorratskammer, Küche und Schlafstube, zu bauen. Natürlich ist in solch primitiven Verhältnissen auch der Küchenzettel primitiv. Reis mit Fleisch, Reis mit Backobst, Milch auf alle Arten, Mehl- und Maisbrei, das ist so der eiserne Bestand. Kann man sie nicht selbst anbauen und sind die Frachtverhältnisse ungünstig, muß man auf die Kartoffel, als zu teuer, verzichten. Nach und nach entdeckt man, daß im Hammel und im Reis ungeahnte Möglichkeiten schlummern und verwendet ihn zu allen Gerichten, die man in Deutschland nur von bestimmten Fleischsorten herstellen zu können glaubt. Ob es Beefsteak, Rouladen, Pfefferfleisch oder Frikassee, Sülze, Rippchen in Gelee, Ragout fin oder Fleischpastete ist, alles liefert der Hammel. Da das Afrikanerschaf keine Stallhaltung und nur Weide kennt, schmeckt sein Fleisch auch nicht so „hammelig", besonders wenn man vor dem Zurichten die Drüsen aus den Keulen entfernt. Je nach der Temperatur Stunden oder Tage in saure oder Buttermilch gelegt, wird auch für den Kenner das Hammelfilet zu einem Wildbraten. Die Leber, mit feingeschnittenem Speck vermischt, gab eine gute Leberwurstmasse. Und daß eine geräucherte Hammelkeule gut schmecken kann, hat ja im Kriege auch manche Hausfrau in Deutschland ausprobiert. Genau so ist es mit dem Reis: Wasserreis, Bouillonreis, Milchreis, Apfelreis, Rosinenreis, Reisklößchen, Reisplätzchen, Reispudding, Reispastete, mit Früchten oder mit Fleischresten gefüllt.

Einmal angelernt (das Anlernen ist mühsamer als das Selbstkochen!) geben die Eingeborenen oft überraschend gute Köche ab. Da sie aber nicht lesen und schreiben können, behalten sie, sich selbst überlassen, nur wenige Rezepte im Kopf. Ein Togokoch kochte uns, wenn nicht besonders angewiesen, nur Ragouts, ein Kapjunge nur Gehacktes, eine Bastard, die vorher in einer schottischen Familie war, am liebsten täglich „pies" (Pasteten).

Einmal hatten mein Mann und ich uns auf einem langen Ritt verirrt. Wir mußten im Busch hungrig, durstig und ohne Decken schlafen und waren froh, als wir bald nach Sonnenaufgang auf eine Eingeborenenwerft stießen. Wir bekamen Kaffee und sofort wurde ein Hammel geschlachtet. Während die Frau Fettkukies backte, briet der Mann im Dreifuß die Keule. Die Keule war ein Wunder an Kochkunst! Ich muß hier für zweifelnde Hausfrauen einfügen, daß frischgeschlachtetes Fleisch, wenn es noch warm in den Topf kommt, zart und weich wird. Bei unserer Rückkehr nach Hause fanden wir, daß unsere Wirtschafterin sich von ihrem Mann hatte entführen lassen (dies ist eine Geschichte für sich). Ich zog erst mal das Reitkleid aus und die Küchenschürze an. Dann gedachten wir der Hammelkeule, schickten einen Boten und ließen den Koch holen. Er kam, stolz im Bewußtsein seines Könnens. Hing, stellte, legte in der Küche alles anders, schärfte die Messer,

Blaues Foulardkleid mit cremefarbenen Tupfen. Aufnahme: Hanni Schwarze, Berlin.

empfing Kost und Tabak und einen neuen Anzug als Vorschuß auf seinen Lohn, und mußte unbedingt eine weiße Mütze und eine weiße Schürze haben. Ich nähte es ihm. Sogar zwei zum Wechseln. Es stand ihm gut. Mit der gut gebratenen Hammelkeule und damit, daß er wie ein Koch aussehen konnte, war aber auch sein Können erschöpft. Das heißt, mit seinem weißen Käppi imponierte er scheinbar den Hottentottenmädchen noch mehr als Petrus, unser Silberdiener, in seinem Dieneranzug. Den Petrus hatten sie bisher als einen Helden angesehen, da er furchtlos (freilich nur wenn er gesehen hatte, daß mir auch nichts geschah) an jede Maschine, in der sie scheinbar immer ein teuflisches Wesen vermuteten, heranging. Es gab in der Küche Mordskrach. — Mein Pferd konnte auf Weide bleiben, ich behielt die Küchenschürze an! Kochen konnte ich ja, aber es wurde meistens etwas anderes. So lernte ich nach Henriette Davidis vereint mit Petrus kochen. Wir erfanden damals herrliche und interessante Gerichte, z. B. konnte Petrus großartig aus einer Hammelkeule, ohne sie aufzuschneiden, die Knochen herausziehen. In den Schlauch stopften wir dann Speckwürfel, Zwiebeln, Mixed Pickles, Tomaten, manchmal auch gleich Gemüse und Kartoffeln, brieten es im eisernen Topf und verrührten die Sauce mit Sahne. Es schmeckte herrlich und alle Besucher wollten das Rezept haben. Da Salat und Gemüse selten war, kochte ich die Rippen der Salatblätter wie Spargel und als es nicht regnete, die Kühe keine Weide hatten und wir monatelang keine Butter machen konnten, habe ich die schönsten Rührkuchen und Torten aus Hammelschwanzfett gebacken.

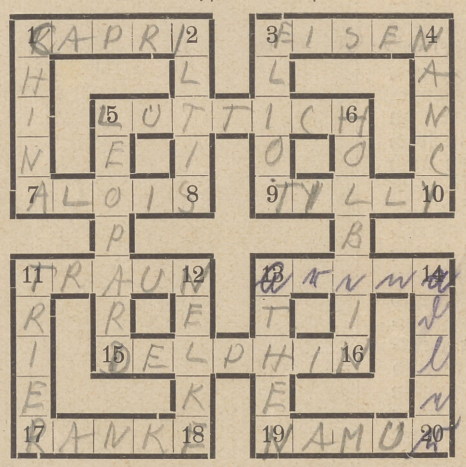
In einem heißen Klima braucht der Gaumen eine Anregung — die Speisen müssen etwas schärfer gewürzt sein, besonders da die erfrischende Beigabe von Gemüse, Salat und Obst auf abgelegenen Farmen, wo der Garten noch nicht ertragreich ist oder aus Wassermangel vielleicht gar nicht angelegt werden kann, fehlt. Beim Würzen verfahren die Eingeborenen gern nach der Regel: Viel hilft viel, während sie selbst selten an unseren Gerichten Geschmack finden. Die besten Köche, die wir hatten, verschmähten die für uns gekochten Speisen und aßen selbst nur Reis oder Mehlbrei. Ich habe es oft erlebt, daß die eingeborenen Kinder trockenes Mehl aus dem Sack stahlen und naschten, nicht aber die daneben liegenden fertigen Kuchen oder Schokolade. Auch der anspruchsvolle Gaumen ist ein Kulturprodukt!

Da in der heißen, in der Regenzeit, oft der am Abend oder am Morgen geschlachtete Hammel schon am Nachmittag schlecht ist, muß man stets, wenn man auch im übrigen Konserven vermeidet, einen Vorrat von Corned-Beef, Frankfurter Würstchen und ähnlichem vorrätig halten. Auch Corned-Beef haben wir dann auf vielerlei Arten als Fleischsalat, als Fleischklößchen, mit Reis, in Tomaten oder in Eierkuchenteig gebacken, zubereitet. Jetzt, in der Zeit des grünen Salats, möge man mal versuchen, wie gut Frankfurter oder andere Würstchen in Kartoffeln gebacken schmecken; am besten, wenn man große, längliche der Länge nach aushöhlt, ein Würstchen hineinzieht und so bäckt (Rezept aus der Kapkolonie). Aber da auf den Farmen, wo jeder Pfennig nötig ist, um den Betrieb zu verbessern, meist Geld knapp ist, wird die Hausfrau den Verbrauch von Konserven weitestgehend einschränken und sich mit Farmprodukten behelfen. Schon deshalb wird sie Hühner, Tauben und Truthühner, für die das Klima sehr günstig ist, halten und den Garten pflegen. Dann und wann muß natürlich auch mal ein Rind oder ein Strauß — dessen Fleisch wie Rindfleisch schmeckt — geschlachtet werden. Doch eigentlich nur, wenn es die Not gebietet, da dies sonst für den Einzelhaushalt zu teuer wird. Wir haben dann freilich gleich Biltong gemacht, das sind dicke Fleischstreifen, die an der Luft getrocknet werden. Da das Äußere eine knochenharte Kruste bildet, hält sich das innere Fleisch saftig und schmeckt ähnlich, nur noch angenehmer, wie roher Schinken. Man kann es jahrelang aufheben. Auf der Jagd haben wir oft gleich das erlegte Großwild zu Biltong verarbeitet und dies später als Kost an die Eingeborenen verteilt oder wie Corned-Beef im Haushalt verwendet. Ist der Garten erst in Gang, dann hat man eigentlich das ganze Jahr hindurch Gemüse, Salat, Radieschen usw.

B. Toitenwinkel.

Zum Nachdenken

1. Buchstabenrätsel.



Die Buchstaben a a a a a a a b c c c d d e e e e e e e e e h h h i i i i i i i k k k l l l l l l l m n n n n n n n o o o p p p r r r r r r s s t t t u u ü y sind so in die leeren Felder einzustellen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1—2 Insel bei Neapel, 3—4 Metall, 5—6 Stadt in Belgien, 7—8 männlicher Vorname, 9—10 Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, 11—12 Nebenfluß der Donau, 13—14 Kampfplatz im altrömischen Amphitheater, 15—16 Sternbild, 17—18 Geschichtschreiber, 19—20 Festung in Belgien, 1—7 Reich in Asien, 11—17 Stadt an der Mosel, 5—15 Raubtier, 2—8 kleines Raubtier, 12—18 Blume, 3—9 englische Romanschriftstellerin, 13—19 europäische Hauptstadt, 6—16 deutscher Maler, 4—01 Stadt in Frankreich, 14—20 Raubvogel.

Hans v. d. Mürz.

2. Ergänzungsrätsel.

. . . . küste, Gr. . . lage, Ka. . . uer, Re. . . schaft, Herz. . . ig, Boh. . . lied, Erden. . . sein, . . . arm, Bit. . . nis, Ma. . . ka, Fest. . . bel, Untu. . . Ehren. . . nn, A. . . see.

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden. Diese zusammengestellt, ergeben einen alten Sinnspruch.

—Glgr.—

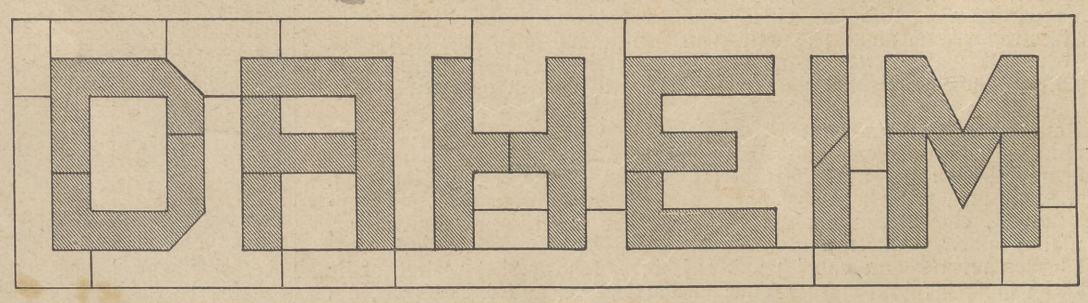
Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 32.

1. Bilderrätsel: Es trinkt sich keiner weise. — 2. Versteckrätsel: Wind, Erich, Rat, Neid, Elbe, Inn, Dame, Erbe, Raub, Hütte, Anis, Tender, Helm, Armee, Thema, Bern, Rom, Otter, Tal, Wiege, Eugen, Rad, Runde, Eid, Ida, Nest, Erle, Dorn, Agnes, Tisch, Hund, Arm, Tell, Narr, Orden, Taufe. — „Wer Neider hat, hat Brot, wer keine hat, hat Not. — 3. Kryptogramm: Dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber als ein Engel.

Lessing, „Nathan der Weise" I, 1.

4. Zerlegaufgabe:



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Zobeltitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegfr. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.